

HERMENEUTISCHE BLÄTTER
Sonderheft Juli 2003

Gerhard Ebeling

Institut für Hermeneutik
& Religionsphilosophie
Theologische Fakultät
Universität Zürich

Sonderheft Gerhard Ebeling

Editorial <i>Pierre Bühler</i>		1
Begrüssung im Namen der Theologischen Fakultät <i>Pierre Bühler</i>		4
Würdigungen		
<i>Eilert Herms</i>	Evangelisch-theologische Fakultät Tübingen	7
<i>Ingolf U. Dalferth</i>	Institute für Hermeneutik Zürich und Tübingen	11
<i>Georg Siebeck</i>	Verlag Mohr Siebeck, Tübingen	14
<i>Martin Heckel</i>	Weimarer Luther-Ausgabe	18
<i>Oswald Bayer</i>	Luther-Akademie Ratzeburg	21
<i>Dietz Lange</i>	Löwensteiner Kreis	23
Rechenschaft über den Glauben Grundzug und Leitmotiv der Theologie bei Gerhard Ebeling <i>Albrecht Beutel</i>		26
Die Chance eines Neuanfangs (aus: § 1 Fundamentaltheologie III, WS 1973/74) <i>Gerhard Ebeling</i>		42
Predigt zu Matthäus 13,45f (1971) <i>Gerhard Ebeling</i>		57

Aus dem IHR

Tagungsreihe ›Perspektiven gegenwärtiger Hermeneutik der Religion‹		63
Ankündigungen		64
Nachrichten aus dem ZKH		65
Impressum		66



September 1973 in Israel

Gerhard Ebeling

1912-2001

Editorial

Pierre Bühler

In dieser Sondernummer der *Hermeneutischen Blätter* werden die Beiträge der akademischen Gedenkfeier, die am 6. Juli 2002 aus Anlass des Todes von Gerhard Ebeling (6.7.1912 – 30.9.2001) stattfand, wiedergegeben.

In der Begrüssung des Dekans werden zunächst die verschiedenen Stadien von Gerhard Ebelings Wirken in Zürich geschildert. Es folgen sodann in einem ersten Teil verschiedene kurze Würdigungen, die unterschiedliche Aspekte von Ebelings vielfältigem Wirken beleuchten.

Dass Gerhard Ebeling neben Zürich auch in Tübingen wirkte und dass er an beiden Orten ein Institut für Hermeneutik gegründet hat, darüber berichten Eilert Herms, Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, und Ingolf U. Dalferth, Leiter des Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie in Zürich. Tübingen war für Gerhard Ebeling aber auch wichtig, weil dort der Verlag war, in dem praktisch alle seine Bücher erschienen sind und in dem er auch als Herausgeber von Monographienreihen und der *Zeitschrift für Theologie und Kirche* gewirkt hat, der Verlag Mohr Siebeck. Deshalb würdigt der Verlagsleiter Georg Siebeck den Autor und Herausgeber Ebeling. Auch als Herausgeber von grossen, klassischen Texten hat sich Ebeling betätigt, in verschiedenen Editionsprojekten, aber nirgendwo so intensiv wie bei der Arbeit an der Weimarer Ausgabe der Werke Martin Luthers. Diese Arbeit würdigt deshalb Martin Heckel, der jetzige Präsident der WA-Herausgeberkommission, die Gerhard Ebeling auch lange geleitet hat. Doch, wie bereits betont, hat Ebeling auch immer wieder die Forschungsgemeinschaft gepflegt, mit anderen Theologen, mit Kollegen, mit seinen Schülern und ehemaligen Schülern, an theologischen Fragen arbeitend, theologische Texte auslegend. Zwei solche Forschungsgemeinschaften, die für ihn eine wichtige Rolle spielten, kommen deshalb zu Worte, die Luther-Akademie Ratzeburg mit Oswald Bayer und der Löwensteiner Kreis mit Dietz Lange.

Im zweiten Teil des Heftes führt uns Albrecht Beutel unter dem Thema »Rechenschaft über den Glauben« ein in Grundzug und Leitmotiv der Theologie bei Gerhard Ebeling.

Um in diesem Heft auch Gerhard Ebeling selbst zu Worte kommen zu lassen, wurden mit der Genehmigung des Tübinger Universitätsarchivs und der Familie zwei unveröffentlichte Texte aufgenommen, die auch eng mit der Zürcher Fakultät zusammenhängen:

1) Im Herbst 1973 eröffnete Ebeling den dritten Teil seiner grossen Vorlesung über die Fundamentaltheologie mit Überlegungen zur unmittelbaren Aktualität. Es ging ihm darum, zu zeigen, wie in ihr die Frage nach der Sache der Theologie unerwartet akut wurde. Diese Einführungsseiten behandeln sukzessive drei Themenkreise: den Jom-Kippur-Krieg, dessen Ausbruch Gerhard Ebeling selbst in Jerusalem erlebte (er war zusammen mit seiner Frau auf einer Studienreise in Israel); die Auseinandersetzung mit Hans Albert, dessen Erwiderung auf Ebelings Schrift in diesem Herbst unter dem Titel *Theologische Holzwege* erschienen war; und schliesslich, in lokaler Perspektive, der Umzug der Theologischen Fakultät in das renovierte Grossmünstergebäude, an die Kirchgasse 9. Es ist eindrücklich, wie Ebeling aktuelle Ereignisse in seine fundamentaltheologische Besinnung mit einbezieht.

2) Der zweite Text ist eine Predigt, die am 21. November 1971 gehalten wurde. Gerhard Ebeling war im Wintersemester 1971-72 für den Theologischen Grundkurs, eine Einführung ins Theologiestudium für die Studienanfängerinnen und -anfänger, zuständig. Die Predigt zum Perlengleichnis in Matthäus 13 wurde im Rahmen einer Freizeit des Grundkurses gehalten.

Es sei mir erlaubt, mein Vorwort mit dem Schlusssatz dieser Predigt zu schliessen, der etwas Entscheidendes für Ebelings Wirken zum Ausdruck bringt:

»Wer sich mit dem befasst, was von Jesus Christus her und in seinem Namen gesagt und geschehen ist, zu sagen bleibt und zu geschehen hat, der wird auf die Dauer nichts Fruchtbares zustandebringen, weder für sich noch für andere, wenn er es nicht mit ganzem Herzen tut, mit jener *magnanimitas*, wie die Alten sagten, mit grossem, weitem Herzen, und zwar deshalb mit ganzem Herzen, weil die Sache Gottes so tief in das Leben eingreift, wie dieses Gleichnis vom Himmelreich es sagt.«

— Dr. Pierre Bühler ist Professor für Systematische Theologie und Dekan der Theologischen Fakultät.

Begrüssung im Namen der Theologischen Fakultät

Pierre Bühler

Liebe Familie Ebeling, liebe Freundinnen und Freunde, Kolleginnen und Kollegen, liebe Damen und Herren

Im Namen der Zürcher Theologischen Fakultät begrüsse ich Sie alle herzlich zu dieser Gedenkfeier. Ganz besonders begrüsse ich Sie, liebe Frau Ebeling, Euch, Charitas und Florenz, Tochter und Schwiegersohn, und die weiteren Familienangehörigen. Einen herzlichen Gruss auch Ihnen allen, die Sie von nah und von fern gekommen sind, um dieser Gedenkfeier beizuwohnen.

Wie Sie wohl wissen, ist das heutige Datum nicht zufällig gewählt: Gerhard Ebeling wäre heute neunzig Jahre alt geworden. An diesem runden Geburtstag wollen wir seiner gedenken. Und wir können dabei in Dankbarkeit auf ein langes, reiches, fruchtbares Leben zurückblicken.

Diese Dankbarkeit gilt auch und ganz besonders für unsere Fakultät, die Gerhard Ebeling vieles verdankt. Nach verschiedenem Hin und Her ist ihm Zürich progressiv zum bleibenden Lebensort geworden, und so hatte er immer wieder, in verschiedenen Etappen seines Lebens, mit unserer Fakultät zu tun. Das sei hier kurz in Erinnerung gerufen.

In den 22 letzten Jahren war er in Zürich – und zuletzt in Zollikerberg –, als *Emeritus* unserer Fakultät. Bis vor ungefähr zweieinhalb Jahren, vor seinem Unfall, ein sehr aktiver Emeritus, der noch einige wichtige Werke vollbracht hatte: den grossen Kommentar zur *Disputatio de homine*, den vierten Aufsatzband, unter dem symbolträchtigen Titel *Theologie in den Gegensätzen des Lebens*, das grosse Buch über Luthers Seelsorge in seinem Briefwechsel. Auch bei meinen letzten Besuchen fragte er immer noch sehr genau nach dem Ergehen der Fakultät. Auch wenn er betonte, wie fremd ihm das ganze Universitätsleben geworden sei, wusste er sich doch mit seiner Fakultät verbunden.

Bevor er zum Emeritus wurde, hatte er zweimal als aktiver *Professor* in Zürich gewirkt, mit einer kurzen dreijährigen Zwischenphase in Tübingen: von 1956 bis 1965 auf dem Lehrstuhl für Dogmatik, Dogmengeschichte und Symbolik, von 1968 bis 1979 auf dem eigens für ihn geschaffenen Lehrstuhl für Fundamentaltheologie und Hermeneutik. Also insgesamt 20 Zürcher Jahre Forschungs- und Lehrtätigkeit. In diesen Jahren sind nicht nur wichtige Werke entstanden, wie etwa die *Dogmatik des christlichen Glaubens* oder die verschiedenen Aufsatzbände *Wort und Glaube*. In dieser Zeit hat er auch ein starkes Zentrum der Lutherforschung aufgebaut, ausgerechnet in dem von Zwingli geprägten Zürich! Aber auch die Hermeneutik hat er als Zürcher Schwerpunkt geprägt, wie wir noch hören werden. Dabei war er immer auch ein sehr eindrücklicher und geschätzter Lehrer, bei aller Zurückhaltung doch bereit zum Gespräch, offen für Kontakte mit den Studierenden, manchmal bis hin zu komischen Situationen. So mag ich mich als Assistent etwa daran erinnern, wie ein Student in der 11-Uhr-Pause zu ihm kam, um sich für die erste Vorlesungsstunde zu entschuldigen, weil er sich verschlafen hätte! Auf diese Entschuldigung antwortete Gerhard Ebeling bloss: »Sie, glücklicher Mensch! Ich sass schon seit fünf Uhr morgens wieder schlaflos am Schreibtisch!«

Bevor er in Zürich viele Doktorandinnen und Doktoranden betreute, war er auch selbst in Zürich in den dreissiger Jahren *Doktorand* gewesen. Nach dem Vikariat und dem Besuch des Predigerseminars Finkenwalde vom Bruderrat der Bekennenden Kirche Berlin-Brandenburg beurlaubt, kam er nach Zürich, um mit Emil Brunner und dann mit Fritz Blanke an seiner Dissertation zu arbeiten. Von Frühjahr 1937 bis Sommer 1938, in angespannter Zeit, verfasste er hier seine *Evangelische Evangelienauslegung*, nach der Promotion gleich wieder nach Deutschland zurückkehrend, um als Pastor in Notgemeinden der Bekennenden Kirche zu wirken.

Doch zuvor war er in unserer Fakultät auch *Student* gewesen. Neben Marburg und Berlin wurde Zürich zu einem für ihn wichtigen Studienort, mit den Professoren Brunner, Köhler und Grisebach vor allem. Das war im Jahr 1932-1933. Während sich in Europa Geschichtsträchtiges ereignete (Ebeling und andere deutsche Kommilitonen fuhren mit dem Fahrrad in die deutsche Enklave

Jestetten, um an der Reichstagswahl im März 1933 teilzunehmen), geschah auch für ihn Lebenswichtiges in seinem Zürcher Studienjahr. So schreibt er am Ende des Jahres, vor der Abreise, an seine Eltern: »Der Abschied von Zürich fällt mir [...] sehr schwer. [...] Je näher der Tag rückt, desto mehr merke ich, wie sehr mir Zürich mit seinen lieben Menschen zu einem Stück Heimat geworden ist.« (14.7.33 und 18.7.33)

Unter diesen lieben Menschen waren natürlich auch Sie, Frau Ebeling, und deshalb sind wir Ihnen Dank schuldig. Danke, Frau Ebeling, dass Sie unserer Fakultät immer wieder Gerhard Ebeling nach Zürich zurückgebracht haben, dass Sie ihm bei allen Versuchen des Entkommens Zürich immer mehr zu einem Stück Heimat werden liessen! Auch wenn er sich vielleicht hier nie ganz heimisch fühlte, sich nie ganz integrierte, z. B.: nie Schweizerdeutsch sprach. – Obschon eine gewisse Kenntnis manchmal doch diskret durchschimmerte, so etwa als wir einmal in einem Seminar den unbefriedigenden Aufbau der *Loci communes* von Melanchthon besprachen, und er sagte: »Auf Schweizerdeutsch würde man sagen: ein Chrüsi-Müsi!«

Student, Doktorand, Professor, Emeritus: In allen Lebensphasen hatte also Gerhard Ebeling mit unserer Fakultät zu tun. Er ist nicht mehr von ihr wegzudenken, und sie bleibt ihm für all das, was er ihr gebracht hat, besser: sie bleibt *Gott* für all das dankbar, was ihr Gerhard Ebeling gebracht hat.

— Dr. Pierre Bühler ist Professor für Systematische Theologie und Dekan der Theologischen Fakultät.

Würdigung im Namen der Evangelisch-theologischen Fakultät Tübingen

Eilert Herms

Liebe Familie Ebeling,
meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Freunde und Verehrer Gerhard Ebelings,

als sich die Evangelisch-theologische Fakultät der Universität Tübingen vor fünf Jahren entschloss, Gerhard Ebeling aus Anlass seines 85. Geburtstags die theologische Ehrendoktorwürde zu verleihen, hatte das den Sinn eines Bekenntnisses. Die Fakultät wollte nicht nur daran erinnern, dass der grosse Gelehrte, Forscher und Lehrer, der in den 80er Jahren zur von niemandem bestrittenen zentralen Autorität in der deutschsprachigen evangelischen Theologie aufgestiegen war, seine wissenschaftliche Karriere in Tübingen begonnen hatte und – über drei Zeiträume verteilt – insgesamt 14 Jahre lang ex officio in ihrem Hause gewirkt hatte, sondern sie wollte vor allem hervorheben, dass Gerhard Ebeling in diesen Jahren nicht nur eines, sondern mehrere theologische Hauptfächer vertreten hat, dass dieses multidisziplinäre Wirken zum Lebensfundament des dann Anfang der 70er Jahre in Zürich vorgetragenen (freilich wiederum in Tübingen verlegten) enzyklopädischen Gesamtverständnisses evangelischer Theologie gehört und dass sich die Fakultät in der Vielfalt ihrer Disziplinen magni consensu eben diesem von Gerhard Ebeling gelebten und gelehrten Gesamtverständnis von Theologie verbunden und verpflichtet weiss.

Ebeling begann seine theologische Rechenschaft über den Glauben mit der Zuwendung zu dessen geschichtlicher Gegebenheit in der Gemeinschaft der Kirche, und zwar in der als Sozialgebilde verfassten Kirche. Seit August 1945 Assistent bei Hanns Rückert und seit 1947 habilitiert, begann Ebeling seine selbständige akademische Lehrtätigkeit mit der Antrittsvorlesung vom 7. Oktober jenes Jahres über »Kirchengeschichte und Kirchenrecht«. Dann folgte die Entfaltung des Wahrheitsanspruchs der Botschaft, von der und für die die Kirche lebt, und die Besinnung auf die Bedingungen seiner Bewährung in der Systematischen Theologie. Ihr galt Ebelings Tübinger Arbeit in den Jahren 1954 bis 1956 und 1965 bis 1968. Und

schliesslich übernahm Ebeling – in direkter Zuwendung zum geschichtlichen Ursprung christlicher Verkündigung und zum eigentlichen Ziel seines Rückgangs ad fontes – in den Jahren 1979/1980 eine Lehrstuhlvertretung in einem biblischen Fach, im Neuen Testament. So vollzog Gerhard Ebeling in seiner wissenschaftlichen Praxis, was er in seiner Enzyklopädie auf den Begriff gebracht und gelehrt hat: Theologische Rechenschaft über den Glauben gelingt nur, wenn sie die geschichtliche Wirklichkeit dieses Glaubens in den Blick fasst und den Wahrheitsanspruch des Glaubens vertritt; aber in seinem Eigensinn und in seiner Kraft zur Selbstbewährung durchsichtig werden kann eben dieser Wahrheitsanspruch nur, wenn er an seinem österlichen Ursprung aufgesucht wird, wie ihn die Heilige Schrift neuen und alten Testaments bezeugt und zu verstehen gibt. In diesem Zusammenspiel historischer, systematischer und biblischer Theologie fehlt nichts – auch nicht die Praktische Theologie, jedenfalls dann nicht, wenn die historischen und systematischen Elemente der Rechenschaft vom Glauben so bewusst in Haltung und Gestus praktischer Theologie behandelt werden, wie das bei Gerhard Ebeling der Fall war, wenn sie so prononciert wie bei ihm der Lösung der praktisch-theologischen Aufgabe dienen, dem Leben und dem Lebensbezug des Glaubens in der Gegenwart selber zum Zuge zu verhelfen. Ebeling hat die Praktische Theologie nicht als Zusatz oder Anhang der historischen, systematischen und biblischen Theologie gesehen, sondern in derjenigen »Schlüsselstellung«, an der der einheitliche, praktisch-gegenwartsbezogene Sinn aller theologischen Arbeit ausdrücklich wird.

Diese Praxis des Rechenschaft- und Zeugnisablegens hat Ebeling zufolge ihr Zentrum in einem »Umgang mit der Fülle überlieferter Glaubenserfahrung«, der diese so mit der eigenen Lebensgegenwart »konfrontiert«, dass aus diesem Zusammenstoss das gegenwärtige christliche Wahrheitsbewusstsein resultieren kann, der Handlungsmut und die Handlungsfähigkeit des Glaubens in den »Gegensätzen des Lebens« heute.

Aber welche Aufgaben – nicht nur des persönlichen, sondern auch des öffentlichen Lebens – sind es dann, die im Licht solch christlicher Daseinsgewissheit vorrangig in Angriff zu nehmen sind?

Über diese Frage hat es – das braucht und darf hier nicht verschwiegen werden – zwischen der damals jungen und heute nun auch schon dem Ruhestand entgegengehenden Generation, die in den 60er Jahren in Ebelings Vorlesungen und Seminaren sass, und Ebeling selbst anstrengende Diskussionen gegeben, gerade in Tübingen.

Trotz dieser Spannungen wurde Ebeling jedoch nicht müde in der Arbeit an dem grössten und nachhaltigsten Dienst, den er als Forscher und Lehrer gerade der studierenden Jugend in Deutschland zu erweisen berufen war. Er hat dieser theologischen Jugend – und ich spreche hier durchaus aus eigener Erfahrung – in einer Situation, in der vor dem Hintergrund des Zusammenbruchs Deutschlands nur noch die Attitüde kritischer Distanznahme gegenüber der Tradition und ihren Gehalten möglich zu sein schien und jedenfalls überwiegend üblich wurde, durch die Tat, durch das unbeirrbar Beispiel und durch die glänzenden Früchte seiner nicht nachlassenden Bemühung um das systematische Verständnis des Sachanliegens der massgeblichen Texte und Autoren der Tradition bewiesen, dass auch das junge Deutschland der 60er und 70er Jahre nicht in einer von der Stunde Null nach der Katastrophe hinterlassenen Wüste lebte. Er hat uns durch seine Arbeit vor Augen geführt: Auch Euch ist noch der Reichtum einer überlieferten durchreflektierten Erkenntnis Gottes und der Menschen zugänglich, der von der Katastrophe nicht ablenkt, sondern im Gegenteil sie zu verstehen erlaubt und dafür sensibel macht, dass der Absturz in die Barbarei nicht nur eine Möglichkeit und Wirklichkeit der hinter uns liegenden Geschichte ist. Wer sich auf die grossen, wegweisenden Schleiermacher- und vor allem Lutherstudien Ebelings überhaupt einlässt, der erfährt hier am unwiderleglichen Beispiel, dass die von Zustimmung, Verehrung und Hingabe angetriebene Bemühung um Nachzeichnung der Einsichten grosser Lehrer der Christenheit nicht in selbstverschuldete Unmündigkeit zurückführt, sondern hinein in das Licht einer gegenwartsoffenen Klarsicht.

Zu dieser Bewegung einer Aneignung von überlieferter Glaubenserfahrung und Glaubenserkenntnis, die auf Konfrontation mit der Gegenwart zielt und darauf vertraut, dass daraus Erleuchtung und Ertüchtigung des Lebens im Glauben heute folgen, zu dieser Grundbewegung der theologischen Arbeit Gerhard Ebelings hat sich

die Tübinger Fakultät durch die Ehrung von 1997 bekannt. Umgekehrt hat sich auch Gerhard Ebeling zu dieser Fakultät bekannt, indem er sie am Abend der Ehrenpromotion seine »Heimatfakultät« nannte. Das haben wir in Tübingen gehört. Das werden wir nicht vergessen. Das verpflichtet uns.

— Dr. Eilert Herms ist Professor für Systematische Theologie und Dekan der Evangelisch-theologischen Fakultät Tübingen.

Würdigung im Namen der Institute für Hermeneutik Zürich und Tübingen

Ingolf U. Dalferth

Verehrte Frau Ebeling, werte Angehörige, meine Damen und Herren

Um einen Ruf abzuwenden, den Gerhard Ebeling 1961 nach Marburg erhalten hatte, beschloss der Zürcher Regierungsrat am 12. April 1962, an der Theologischen Fakultät ein Institut für Hermeneutik unter Ebelings Leitung zu errichten. Am 1. Mai 1962 trat dieser Beschluss in Kraft, und seit nunmehr 40 Jahren und 2 Monaten existiert und floriert, und das heisst vor allem: *arbeitet* das Institut für Hermeneutik an dieser Universität.

Es war das erste Institut dieser Art im deutschsprachigen Raum, aber es blieb nicht das einzige. Als Ebeling 1965 einem Ruf nach Tübingen folgte, nahm er die Idee und den Bibliotheksplan des Zürcher Instituts mit und gründete auch in Tübingen ein Institut für Hermeneutik. Und auch das, so hört man, existiert noch immer.

Mit diesen Institutsgründungen war für die Theologie und über die Theologie hinaus eine wichtige Weichenstellung vollzogen. Man kann wissenschaftlich ja noch so gute und richtige Ideen haben. Wenn sie keinen institutionellen Niederschlag finden, hinterlassen sie in der Universitätslandschaft keine längerfristigen Spuren. Gerhard Ebeling wusste das, und dass die von ihm gegründeten Institute nach wie vor wichtige Arbeit leisten, belegt und bestätigt seine Weitsicht.

Diese Institute sollten, so hatte Ebeling in seinen Gründungserwägungen formuliert, »der Sammlung, Förderung und Auswertung aller Forschung dienen, die die Lehre vom Verstehen und Auslegen betrifft, soweit sie direkt oder indirekt die Theologie angeht«. Das war gut gesagt, aber eine nicht lösbare Aufgabe. Welche geisteswissenschaftlichen Forschungen betreffen denn nicht irgendwie auch die Lehre vom Verstehen und Auslegen? Und was davon ginge denn nicht direkt oder indirekt auch die Theologie an? Überdeutlich war Ebelings Institutsplan am Ideal einer *geisteswissenschaftlichen Universalbibliothek* orientiert, und bis heute treibt seine Bibliothekssystematik Institutsassistenten und Bibliothekarinnen in Zürich und Tübingen immer wieder an den Rand der

Verzweiflung. Was idealiter sein sollte, ist eben selten auch das, was realiter sein kann. Dass Ebelings Konzept einer hermeneutischen Universalbibliothek gar nicht erst in Gefahr geriet, real erprobt zu werden, sondern ein unerreichbares Ideal blieb, dafür sorgte man im realistischen Zürich schon durch die Finanzierung des Instituts. In Tübingen war und ist es nicht viel anders.

Wirklich innovativ wirkten die hermeneutischen Institute nicht als Bücherhorte, sondern weil sie zwei zukunftssträchtige Leitideen institutionalisierten, die für die theologischen Fakultäten wie für die Universität insgesamt von ungebrochener Aktualität sind: *Interdisziplinarität* und *kritische Nachdenklichkeit*.

Interdisziplinarität – das gehörte zu Ebelings wegweisenden Einsichten – ist innerhalb der theologischen Disziplinen nicht weniger wichtig als im Gespräch mit den benachbarten Wissenschaften. Die Institute für Hermeneutik sollten deshalb Orte sein einer *inter- und multidisziplinären Auseinandersetzung* mit Fragen des Verstehens und Auslegens, der Sprache, Grammatik und Rhetorik, den Kommunikations- und Sprachwissenschaften, der Kybernetik, Philosophie und Wissenschaftstheorie. In diesem weiten Horizont ist theologisch zu denken, wenn man Theologie so ernst nimmt, wie Gerhard Ebeling es stets tat. Hermeneutische Theologie in seinem Sinn ist ja keine besondere Art von Theologie neben anderen, sondern Ausdruck der Einsicht, dass *alle* Theologie *Hermeneutik* ist – Auslegung des Wortes Gottes in der Gegenwart und Auslegung von Geschichte und Gegenwart in all ihren Aspekten im Licht des Wortes Gottes.

Aber nicht nur interdisziplinäre Forschungsstätten, sondern auch Orte *kritischer Nachdenklichkeit* sollten die hermeneutischen Institute sein. Eine Universität, die in einer anschwellenden Flut von Kongressen, Publikationen, Patenten, Prüfungen und Innovationen rastlos an der Front wissenschaftlicher Forschung ficht, steht in Gefahr zu vergessen, dass ohne gelassene Distanznahme und ruhiges Nachdenken die kritische *Selbstaufklärung* auf der Strecke bleibt, die eben auch zu den Aufgaben der Universität gehört.

Genau diese Aufgabe schrieb Ebeling den hermeneutischen Instituten zu, und deshalb waren sie für ihn an der Theologischen Fakultät am rechten Ort. Kritische Selbstaufklärung schliesst Nachdenken über das ein, was er die »Grundsituation« des Menschen, seine Situation vor Gott nannte. In der Welt liegt diese

nicht offen zu Tage. Sie ist vielmehr gegen die herrschenden Selbstverständlichkeiten kritisch aufzudecken und zur Sprache zu bringen. Es ist »gerade theologisch unumgänglich«, so betonte Ebeling noch in hohem Alter, »dasjenige, was sich anscheinend allgemein von selbst versteht, zu konfrontieren mit der durchaus nicht selbstverständlichen Weise, wie in der heiligen Schrift Gott sich vernehmen lässt«¹. Weil sie sich auf diese Konfrontation konzentrierte, war Ebelings Hermeneutik eine kritische Hermeneutik der Entselbstverständlichung.

Aber mit theologischer Pointe: Die Infragestellung des Selbstverständlichen prägt die Theologie, und sie prägt auch ihre Rolle im Haus der Wissenschaften. Anders als die Wissenschaften sucht die Theologie keine direkten Wege zur Wahrheit, sondern besteht auf hermeneutischen Umwegen – dem Umweg über Gott. Sie stellt das Selbstverständliche nicht deshalb in Frage, weil *alles doch auch ganz anders sein könnte*, – das wäre trivial –, sondern gerade umgekehrt, weil sie sich mit dem Glauben masslos darüber wundert, dass *alles* – insbesondere *alles zwischen Gott und Mensch* – *so ist, wie es ist, obwohl es doch ganz anders hätte sein können*.

Aus dieser evangelischen Verwunderung über Gottes überraschende Kontingenz und dem ganz unselbstverständlichen Zufall des Glaubens speist sich Ebelings universales theologisches Hermeneutikprogramm. Gottes Spuren lassen sich in den Gegensätzen des Lebens überall entdecken, wenn man die »Kunst des Unterscheidens« beherrscht. Die Pflege dieser Kunst obliegt der Hermeneutik. Mit ihrer Institutionalisierung hat Ebeling den Theologischen Fakultäten in Zürich und Tübingen nicht nur wegweisende Arbeitsfelder geschaffen, er hat ihnen auch die Verpflichtung hinterlassen, sich dieses Erbes anzunehmen – also in eigener Verantwortung die Kunst zu pflegen, die dem Verstehen gilt, das verständlich macht, wie Gott uns versteht.

— Dr. Ingolf U. Dalferth ist Professor für Systematische Theologie und Direktor des Instituts für Hermeneutik und Religionsphilosophie an der Theologischen Fakultät Zürich.

¹ Gerhard Ebeling, *Der Sühnetod Christi als Glaubensaussage. Eine hermeneutische Rechenschaft*, in: ZThK, Beiheft 8 (Die Heilsbedeutung des Kreuzes für Glaube und Hoffnung des Christen), 1990, 3-28, 10.

Würdigung im Namen des Verlages Mohr Siebeck

Georg Siebeck

Selbst wenn es um eine Würdigung Gerhard Ebelings geht, kann ich mein Unbehagen gegenüber *Nachrufen* nicht ganz unterdrücken. Ich finde nämlich die *Zurufe* viel wichtiger und auch richtiger, weil sie Würdigung und Wertschätzung zu Lebzeiten ausdrücken (und weil der damit Bedachte die Möglichkeit zum Widerspruch hat).

Ich wollte daher hier vor allem auf zeitgenössische Zeugnisse darüber zurückgreifen, was denn Gerhard Ebeling und meinen Verlag zusammengehalten hat. Das stellte sich aber als recht schwierig heraus. Es gibt zwischen meinem Vater und Ebeling, und später auch zwischen mir und ihm, verblüffend wenige Briefe, in denen mehr als ganz knapp das mitgeteilt wird, was für die eine oder andere Sache notwendig ist.

Vielleicht ist ja gerade diese Beschränkung auf das Sachliche eine Besonderheit dieser langjährigen Zusammenarbeit. Ich denke, es ist jedenfalls ein nicht unwichtiger Bestandteil, weil er die jederzeitige schnelle Verständigung ohne unnötige Schnörkel ermöglichte.

Aber es gibt noch eine andere Besonderheit, über die ich schon öfter gesprochen und geschrieben habe. Sie beginnt schon gleich in Ebelings erster Zeit in Tübingen. Über seine erste Veröffentlichung im Verlag Mohr Siebeck im Jahr 1947, seinen Habilitationsvortrag, gibt es nur einen Brief in den Akten, ein Begleitbrief, fast nur ein Lieferschein zum ersten Exemplar. Alles andere wurde mündlich besprochen. Gerhard Ebeling wohnte damals im Tübinger Schlatterhaus; das bedeutete, er kam täglich auf dem Weg zur Universität am Verlagshaus vorbei.

So gibt es auch zum Beginn der weitreichendsten Zusammenarbeit nur eine lapidare Einladung meines Vaters an Gerhard Ebeling zu einem Gespräch im August 1948 über die Gründung einer theologischen Zeitschrift und anschliessend die Briefe von beiden an die Mitherausgeber.

Einblicke in die gegenseitige Wertschätzung ergeben sich deshalb nur anlässlich von Jubiläen oder runden Geburtstagen.

So gratuliert im August 1951 Ebeling in Vertretung des verhinderten Rektors dem Verlag zum 150. Gründungsjubiläum. Ich war damals fünf Jahre alt, habe davon deshalb nichts verstanden oder behalten. Aber das Manuskript seiner Ansprache ist erhalten, und die

Familie Ebeling schenkte es dem Verlag zum 200. Jubiläum. Es hat mich sogleich tief berührt, weil ich darin wie in einem Spiegel die Gedanken wiederfand, die ich über unsere Beziehung hatte und habe.

Auch nach seinem Umzug nach Zürich kam Ebeling regelmässig nach Tübingen und dort zu Besuch in »seinen« Verlag. Der Gedankenaustausch mit dem Autor und mit dem Herausgeber, inzwischen nicht nur der wichtigsten theologischen Zeitschrift des Verlages sondern auch mehrerer Schriftenreihen, fand weiterhin fast ausschliesslich mündlich statt.

Es bedurfte eines weiteren runden Jahrestages, um meinem Vater einen *Zuruf* in meinem Sinne zu entlocken. Im Oktober 1974 ist es das 25-jährige Jubiläum des ersten *ZThK*-Herausgebtagung, die Ebeling an Hans Siebeck schreiben lässt und diesen zu einer Antwort veranlasst:

»Dass es nun bereits 25 Jahre her sind, seit wir in Kreuznach die *ZThK* wiederbelebt haben, ist mir eigentlich gar nicht immer bewusst. Es ist doch eine schöne Zeit, die wir gemeinsam hier gearbeitet haben. Ich bin Ihnen sehr zu Dank verbunden für die Art, wie von Ihnen die *ZThK* gefördert und geführt wurde, und Sie haben ja bei unseren Tagungen doch auch den Eindruck gewonnen, dass ich mich, genau wie jetzt mein Sohn, im Kreis der Herausgeber ausgesprochen wohl fühle. [...] Die *ZThK* ist von den Zeitschriften des Verlages, das will ich Ihnen ehrlich gestehen, mein liebstes Kind.«

Auch mich, den viel jüngeren, hat Gerhard Ebeling regelmässig besucht, und er hat es auch verstanden, Gegenbesuchen fast immer zuzukommen. Er wollte in »seinen« Verlag kommen und jedesmal auch dessen Mitarbeiter begrüßen.

Besondere familiäre Umstände hielten mich davon ab, Gerhard Ebeling zum 80. Geburtstag persönlich zu gratulieren. Stattdessen schrieb ich ihm einen Brief, der durchaus als *Zuruf* gedacht war. Als ich ihn jetzt wiederlas, kam er mir wie das Gegenstück von Ebelings Gratulationsrede 41 Jahre vorher vor. Ich möchte Ihnen daraus vorlesen:

»[...] Ein Verlag ist ja ein ganz eigenartiges Gebilde, das Gedanken und Ideen in Bücher und ähnliches verwandelt, die dann anderswo und in späteren Zeiten neue Gedanken und Ideen anregen. Dazu gehören sicher einige im Grunde simple Kaufmannstugenden. Es ist aber alles nichts, wenn die Urheber dieser Gedanken und Ideen uns diese nicht anvertrauen. Gerade in den letzten Jahren, da im Mohr Verlag an allen Ecken und Enden eine neue Generation von Mitarbeitern einzog, ist mir das wieder ganz deutlich geworden; und ich konnte, wenn immer es darauf ankam, den jungen ›Mohren‹ klarzumachen, was ihr Ziel sein sollte [...] stets Sie als Beispiel nennen. Wenn ein Autor uns nicht nur ein einzelnes Werk, sondern geradezu sein gesamtes Lebenswerk anvertraut, dann ist das ausser einer Bestätigung vor allem und ständig auch ein Ansporn; nämlich dieses Vertrauen auch stets zu rechtfertigen.

Aber das erste und wichtigste ist dieses vom Autor geschenkte Vertrauen, das ich bei Ihnen von meinen ersten Anfängen im Verlag genau so empfunden habe. [...]

In diesem Sinne sind Sie für mich persönlich ganz ›fundamentalk für diesen Verlag, jedenfalls für meine eigene Entscheidung, in die Fussstapfen meines Vaters zu treten und die damit verbundenen Pflichten auch gerne und vollen Herzens auf mich zu nehmen.

Ich will diesen Gedanken nun aber nicht überstrapazieren: Es gibt ja soviel anderes, was der Verlag Ihnen verdankt. Den gelungenen Neubeginn der *ZThK*, ein nach *diesem* Ende alles andere als einfaches Unterfangen; die beiden Forschungsreihen (die *Beiträge zur Historischen Theologie* und die *Hermeneutischen Untersuchungen*), die durch ihre methodische Ausrichtung im weiten Feld der systematischen Theologie insofern wegweisend sind, als sie junge Gelehrte dort debütieren lassen, wo sie es ohne den Verdacht tun können, auf zu dünnem Eis zu tanzen.«

Gerhard Ebeling antwortete darauf getreu seiner bisherigen Umgangsweise – mit der Ankündigung eines Besuches. »[...] Vielleicht mache ich mich einmal in der zweiten Septemberhälfte zu einer kurzen Vergnügungsreise nach Tübingen auf [...]«, schrieb er mir. Er blieb sich also auch darin treu.

Gerhard Ebeling hat seine Laudatio auf den Verlag im Jahre 1951 im unübertrefflich lapidaren Latein mit den zwei Worten des Verlagsmottos beschlossen. Wenn ich das Besondere der Zusammenarbeit mit ihm ebenso resümieren darf, dann sind es diese: *semper fidelis*.

— Dr. h. c. Georg Siebeck ist Leiter des Verlages Mohr Siebeck in Tübingen.

Würdigung im Namen der Kommission zur Herausgabe der Weimarer Luther-Ausgabe

Martin Heckel

In tiefer Trauer und mit grosser Dankbarkeit gedenkt die Kommission zur Herausgabe der Weimarer Luther-Ausgabe und ihrer Register Gerhard Ebelings, der sie über vier Jahrzehnte lang in hingebungsvoller Mitarbeit und souveräner Leitung entscheidend geprägt hat. Sein Signum hat sie wesentlich bestimmt, wie gerade die Erinnerung an die Ursprünge deutlich macht. Als staatliche Kommission 1881 war sie vom preussischen Kultusminister ins Leben gerufen worden und als solche hat sie im wirren Wechsel des deutschen Geschicks in der Endphase der christlichen Monarchie und des Summepiskopats, durch die glücklose Republik und die totalitäre Diktatur bis 1945 ihre Arbeit in der Treue zur Sache Martin Luthers nach ihren Kräften zu tun versucht. Mit dem Zusammenbruch war ihre Existenz fünf Jahre lang erloschen, bis sie 1950 auf Initiative der deutschen Wissenschaft – nicht der Kirche und nicht des Staates – neu gegründet und frei verfasst wurde.

Der Anstoss dazu ist der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und insbesondere der Tatkraft des Historikers Walter Goetz zu verdanken. Als freie Vereinigung von Gelehrten hat sich die Kommission nun in Autonomie selbst konstituiert, in sichtlicher Distanz vom Staat wie von den Kirchen, um dann freilich alsbald deren Anerkennung nachgereicht zu erhalten. Als Geldgeber fungierten die Deutsche Forschungsgemeinschaft, das Land, die Universität. Diese Linie der Freiheit und wissenschaftlichen Eigenständigkeit hat Gerhard Ebeling stets in Strenge eingehalten; gerade aus der Unbedingtheit seiner theologischen Verpflichtung und inneren Bindung an die Kirche des Evangeliums hat er sich »um der wissenschaftlichen Dignität ihrer Arbeit willen« jeder äusseren Einflussnahme versagt, wie sie wohl gelegentlich nach 1945, also vor seiner Zeit, von der Vereinigten Evangelisch Lutherischen Kirche Deutschlands ausgelotet worden war. Die Neukonstituierung 1950 geschah durch Hanns Rückert als Vorsitzenden, Werner Elert, Wilhelm Maurer, Rudolf Hermann, Johannes Heckel und zwei Germanisten.

Gerhard Ebeling stiess 1955 als Mitglied hinzu. 1969 übernahm er als Nachfolger Rückerts ihre Präsidentschaft bis zu der – wiederum autonom beschlossenen – Selbstauflösung der alten WA-

Kommission am 25. Februar 1989, als die Arbeiten an der Weimarer Luther-Ausgabe nunmehr von der Heidelberger Akademie der Wissenschaften übernommen wurden und sich seither auf die Fortführung der Registerbände zur WA konzentrierten. Der dafür eingesetzten neuen Akademiekommission hat Ebeling bis zu seinem Tode angehört.

47 Jahre lang hat er – dem kein anderer an Vertrautheit mit den Schriften des Reformators gleichkam – der deutschen Lutherforschung in den WA-Kommissionen gedient: Mit souveräner Übersicht über das Ganze der Theologie einst und heute, – mit ausserordentlicher Exaktheit im Detail, gerade auch im Kleinkram der Stichwörter-Mühsal am Register, – mit Strenge sich selbst, aber auch den Mitarbeitern gegenüber, einer Strenge, die demütig fast und gerade dadurch um so unbedingter und unnachgiebiger wirkte, – mit einer noblen Zurückhaltung, die sich selbst konzentriert zurücknahm und eitle Geschwätzigkeit erstickte, – stets aus der Ferne präsent und rundum informiert in der vertrauensvollen Kooperation mit den Leitern der Tübinger Forschungsstelle und Lehrstuhlnachfolgern Rückerts Heiko Oberman und Ulrich Köpf, dem er sich in Freundschaft verbunden zeigte, – mit der verständnisvollen Öffnung, ja liebevoll ermunternden Zuwendung zu den jungen und älteren Mitarbeitern am Luther-Register, deren entsagungsvoller Knechtsdienst ja nicht coram mundo, sondern coram Deo geleistet wird. Er leitete die Geschäfte mit seinem intensiv fragenden, Antwort heischenden Blick in die Runde der Kollegen und Mitarbeiter, mit dem Ernst seiner Wesensart, die sich keine Scherze erlaubte und doch nie bedrückte, weil sie aus der Heiterkeit christlichen Gott- und Weltvertrauens kam. Seine Gegenwart gab Zuversicht und machte innerlich frei, löste Krampf und Spannungen, suchte behutsam und besonnen vertrackte Schwierigkeiten aufzulösen und vertrackte organisatorische Problemknäuel zu entwirren.

So haben wir ihn erlebt in diesem Kreise, der doch nur an der Peripherie seiner gewaltigen Lebensarbeit stand, nur Vorfragen und Randzonen seines eigentlichen wissenschaftlichen Lebenswerkes betraf, das er in der Ferne und in der Stille schuf, Originalität und Fruchtbarkeit vereinend. Tradition war ihm gegenwärtig, war ihm Hilfe, nicht Belastung, und so suchte er sie lebendig zu halten in einer geschichtsvergessenen und deshalb gedankenlosen Zeit, deren »Luthervergessenheit« er beklagte und entgegenzuwirken suchte.

Weil ihm das Erbe der Reformation Verpflichtung und Befreiung war, Trost und Kraft gab, hat er ihm gedient im Grossen wie im Kleinen, in seinem literarischen Lebenswerk und in dem zeitfressenden Dienst an der Weimarer Ausgabe und ihren aufwendigen, das Werk Luthers aufschliessenden Registern. Er hat sich den modernen geisteswissenschaftlichen Methodenproblemen der Hermeneutik gewidmet, um der systematischen Theologie im interdisziplinären Konzert Wege nach vorn zu öffnen. Und er tat dies, um dadurch zu bewahren, was an Tradition bewahrenswert und lebensnotwendig erachtet werden muss – notwendig zum Leben des Menschen als gefallene Kreatur und unverlierbares Ebenbild Gottes. Eine Zeit, die das Lamm der Apokalypse durch das Schaf Dolly ersetzen möchte, um die Leiden der Welt zu überwinden, wird gut beraten sein, auf die Stimme dieses sensiblen, aufgeschlossenen Konservativen zu hören.

— Dr. Martin Heckel ist emeritierter Professor für Öffentliches Recht und Kirchenrecht an der Universität Tübingen und Leiter der Kommission für die Herausgabe der Weimarer Luther-Ausgabe.

Würdigung im Namen der Luther-Akademie Ratzeburg

Oswald Bayer

Sehr verehrte Frau Ebeling, liebe Familie Ebeling, meine Damen und Herren!

Es war ein mutiger Schritt von Nordelbien nach Zürich, als der Präsident der Luther-Akademie Ratzeburg Bischof Joachim Heubach 1985 in die Schweiz reiste, um Gerhard Ebeling als Vorsitzenden des Kuratoriums, d. h. als wissenschaftlichen Leiter der Luther-Akademie Ratzeburg zu gewinnen.

Und ein ebenso mutiger Schritt war es, dass Gerhard Ebeling zusagte. In seinem Brief an Heubach vom 14. April 1985 schreibt er: »Dem vertrauensvollen Wunsch, den Sie, zugleich im Namen Ihrer Mitarbeiter, geäußert haben, will ich mich nicht versagen und den Vorsitz des Kuratoriums der Luther-Akademie Ratzeburg übernehmen. Die Arbeit dieser Institution bietet durch ihre Aufgabenstellung und durch die Verbindung mit den skandinavischen Kirchen eine kirchen- und theologiegeschichtliche Gelegenheit, welche mit wahrzunehmen ich mich verpflichtet fühle, nachdem ich so nachdrücklich darum gebeten worden bin. Diese Zusage steht angesichts meines Alters unter dem Vorbehalt, dass Gott mir dazu noch die nötige Kraft schenkt.«¹

Diese Kraft wurde ihm zuteil – ein grosses Glück für die Luther-Akademie! Zwölf Jahre lang, von 1985 bis 1997, hat Ebeling der Vergegenwärtigung der Theologie Luthers an einem Ort internationaler Begegnung zwischen Wissenschaft und Kirche direkt an der damaligen Grenze der beiden deutschen Staaten gedient und die Akademiearbeit thematisch und konzeptionell nachhaltig geprägt.

¹ Zitiert bei: Rudolf Keller, *Luthers Theologie im deutsch-nordischen Dialog. Entstehung und Aufgabe der Luther-Akademie Ratzeburg*, in: *Aufbruch und Orientierung. Zur Gegenwart der Theologie Luthers* (Veröffentlichungen der Luther-Akademie Ratzeburg, Bd. 31), hg. v. Joachim Heubach, Erlangen 2000, 30-45, 36f.

Umgekehrt prägte die Ratzeburger Herausforderung Ebelings Spätwerk nicht unerheblich. So wäre ohne sie das grosse letzte Werk *Luthers Seelsorge* wohl kaum entstanden und publiziert worden.²

Ein Glück für die Luther-Akademie liegt nicht zuletzt auch darin, dass Gerhard Ebeling den Löwensteiner Kreis sozusagen nach Ratzeburg mitbrachte und Karin Bornkamm, Walter Mostert, Reinhard Schwarz, Theo Jørgensen und Albrecht Beutel zu Säulen unserer Arbeit wurden.

So gedenke ich mit grosser Dankbarkeit meines Vorgängers. Was er uns in Ratzeburg war, ist uns bleibende Verpflichtung, ein denkfrohdiges, interdisziplinär ausgerichtetes Luthertum zu pflegen, welches sein Charisma als Dienst an der Ökumene wahrnimmt.

— Dr. Oswald Bayer ist Professor für Systematische Theologie in Tübingen und Vorsitzender des Kuratoriums der Luther-Akademie Ratzeburg.

² Vgl. Gerhard Ebeling, *Luthers Seelsorge. Theologie in der Vielfalt der Lebenssituationen an seinen Briefen dargestellt*, Tübingen 1997, 3-8 (»Die Entstehung dieses Buches«).

Würdigung im Namen des Löwensteiner Kreises

Dietz Lange

Sehr verehrte, liebe Frau Ebeling, liebe Familie von Gerhard Ebeling, meine Damen und Herren!

Zum Strauss der Würdigungen des Lebenswerks von Gerhard Ebeling gehört auch ein Beitrag zu seinem Wirken als theologischer Lehrer. Ich bin darum gebeten worden als einer seiner früheren Studenten und Doktoranden, die sich im Löwensteiner Kreis zusammengetan haben.

Der Löwensteiner Kreis wäre um ein Haar ein Rüdlinger Kreis geworden, denn in Rüdlingen im Kanton Schaffhausen hat er 1970 zum ersten Mal getagt. In Deutschland war das die wilde Zeit der Celler Konferenz und ihrer marxistisch-ideologischen Theologie. Gerhard Ebeling war damals seit zwei Jahren wieder in Zürich. Er hatte etliche frühere Schüler und Doktoranden eingeladen, »in Anbetracht der verworrenen Lage in Kirche und Theologie und der Isolierung, unter der manche in ihrer Arbeit leiden«, wie er schrieb. Der idyllische Ort war durch seine Abgeschiedenheit gut geeignet, einen produktiven Austausch zu initiieren. Das gilt auch für das durch seinen guten Wein bekannte Löwenstein in der Nähe von Heilbronn, wo unsere Tagungen mittlerweile seit vielen Jahren stattfinden. Charakteristisch für Gerhard Ebeling war, dass er von vornherein eine bunte Mischung von akademisch und kirchlich tätigen Theologen einlud. Ebenso bezeichnend ist es, dass es immer möglich gewesen ist, den Kreis durch von uns vermittelte neue Teilnehmer, zumeist wiederum Pfarrer, zu verjüngen. Für professoralen Standesdünkel nach dem Motto »Lasset uns Privatdozenten machen, ein Bild, das uns gleich sei«, hatte er nie etwas übrig; er ist Zeit seines Lebens nicht nur ein herausragender Gelehrter gewesen, sondern immer der Pfarrer der Bekennenden Kirche geblieben.

Der Austausch von Praxis und Theorie hat sich über die Jahre hin als ausserordentlich fruchtbar erwiesen. Das lag nicht zuletzt daran, dass sich hier keine theologische Schule im landläufigen Sinne etablierte. Gerhard Ebeling war mit Recht stolz darauf, nie eine Kaderschmiede ins Leben gerufen zu haben. Ich erinnere mich gut an

eine Kollegstunde im Sommersemester 1954 in Tübingen, die er aus gegebenem Anlass vollständig auf eine scharfe Kritik an der damals üblichen besinnungslosen Parteilichkeit der Barthianer und Bultmannianer für ihre jeweiligen Gurus verwandte. Ein Nachplappern seiner Thesen hat er nie geduldet. Seine Doktoranden liess er nicht selten an Themen arbeiten, die ihm selbst eher fern lagen; es kam ihm in erster Linie auf das sachliche Interesse des Bearbeiters an.

So hat es denn auch in unserem Kreis immer recht unterschiedliche Positionen gegeben, die ohne weiteres nebeneinander bestehen konnten, wenn sie nur zureichend begründet wurden. Daraus ergab sich ein angenehmes Arbeitsklima. Dazu trug ebenso bei, dass Ebeling häufig noch unveröffentlichte Texte in unserer Runde zur Diskussion stellte. Damit hat er uns von Anfang an ermutigt, auch unsererseits eigene Arbeiten auf den Prüfstand zu stellen und aus unserer Tätigkeit zu berichten. Viele Publikationen aus unserem Kreis sind hier zuvor durch einen gründlichen Schleifungsprozess hindurchgegangen, manche praktischen Projekte noch einmal überdacht und verbessert worden.

Bei alledem blieb Gerhard Ebeling unbestritten der spiritus rector des Kreises. Als theologischer Lehrer war er uns seit dem Studium Vorbild durch sein hohes Arbeitsethos und seine unbestechliche methodische Genauigkeit. Entsprechend grosse Ansprüche hat er an seine Studenten und Doktoranden gestellt. Ein simples Seminarprotokoll konnte einen schon ganz schön ins Schwitzen bringen. Bezeichnend ist auch, dass er seine Vorlesungen zu der heute ganz undenkbaren Zeit morgens von 7-8 Uhr und seine Seminare am Samstag Vormittag zu halten pflegte. Diese protestantisch-kantische Grundhaltung Ebelings ist zusammen mit seiner tiefen Frömmigkeit immer einer der wesentlichen verbindenden Faktoren für den Löwensteiner Kreis gewesen. Nicht minder hat seine Vornehmheit und menschliche Wärme den Kreis geprägt. Er hat uns nicht nur wissenschaftlich gefordert und gefördert, sondern auch an dem persönlichen Ergehen der einzelnen Mitglieder des Kreises regen Anteil genommen.

Stets stand bei Ebeling hinter der kühlen und scharfen Intellektualität des Fragens nach theologisch verantwortbaren Aussagen eine tiefe religiöse Leidenschaft und ein lebendiges Interesse an der Erfah-

rungswirklichkeit. Keineswegs zufällig widmete er seine wissenschaftliche Arbeit vornehmlich den beiden so unterschiedlichen Erfahrungstheologen Luther und Schleiermacher. Dabei galt Schleiermacher eher seine hohe Achtung, Luther dagegen seine ganze Liebe. In der zweiten Hinsicht ähnelte er Melanchthon, mit dem ihn auch sonst manche Wesenszüge verbanden. Für die Älteren unter uns ist die Phase von Ebelings Wirken unvergesslich und für die eigene Arbeit prägend geworden, in der er anfangs, sich gründlich mit Schleiermacher auseinanderzusetzen. Das war um 1956/57, als wir in Zürich studierten. Diese Zeit war noch ganz von den internen Debatten der Dialektischen Theologie bestimmt; die grosse Schleiermacher-Renaissance begann erst Jahre später. Ebeling hatte also ein Tabu gebrochen und den Weg in ein für uns noch unbekanntes Land gewiesen. Die Energie dieses Aufbruchs kam mindestens ebenso stark in seinen Vorlesungen zum Tragen, in denen er erstmals seine Dogmatik entwickelte. Diese ungeheuer intensive und vorwärtsdrängende Reflexionsarbeit mitzuerleben und kritisch nachzuvollziehen war beinahe noch faszinierender, als später das imponierende gedruckte Werk zu lesen. Durch sein hohes denkerisches Niveau und durch sein leidenschaftliches Engagement für die »Sache der Theologie« war Ebeling in einer an bedeutenden Theologen wahrlich nicht armen Zeit ein besonders mitreissender Lehrer.

Die Verknüpfung reformatorischer Theologie mit entschlossener Hinwendung zur Neuzeit ist die Signatur des Löwensteiner Kreises geblieben, wenn auch in beträchtlicher Variationsbreite. Diese Aufgabe hat auch angesichts der neueren Entwicklung in Theologie und Kirche nichts an Aktualität verloren. So besteht der Kreis fort, auch nachdem Gerhard Ebeling in den beiden letzten Jahren seines Lebens aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr an den Tagungen teilnehmen konnte. Eingedenk seiner Abneigung gegen jede Form von Personenkult versuchen wir uns neuen Herausforderungen zu stellen und neue Wege zu gehen. Aber wir tun das in bleibender Dankbarkeit für alles, was er uns gegeben hat.

— Dr. Dietz Lange ist emeritierter Professor für Systematische Theologie an der Universität Göttingen.

Rechenschaft über den Glauben

Grundzug und Leitmotiv der Theologie bei Gerhard Ebeling

Albrecht Beutel

Verehrte, liebe Frau Ebeling!
Liebe Familie Jenny-Ebeling!
Spektabilitäten!
Sehr geehrte Kolleginnen und Kollegen!
Meine Damen und Herrn!

Gerhard Ebeling war ein grossartiger Theologe. Seiner Theologie stünde das Beiwort schlecht zu Gesicht – es röche nach »theologia gloriae«, also nach dem, was Luther als den Inbegriff einer blinden, selbtherrlichen, sachwidrigen Theologie ausgemacht und gebrandmarkt hat. Blindheit wird man der Theologie Gerhard Ebelings zuallerletzt vorwerfen können: Durch die Kunst des Unterscheidens, zu der sie anleitet und die sie meisterhaft zu gebrauchen weiss, hat sie vielen, auch unter uns, die Augen geöffnet. Selbtherrlichkeit ist ihr fremd: »Deo gratias« steht über der *Dogmatik des christlichen Glaubens*¹. Und anstatt sachwidrig zu sein, kommt ihr ein ganz ungewöhnliches Mass an strenger, selbstkritischer Sachdienlichkeit zu: Dass die Theologie »zum Kern der Nuss, zum Mark des Weizens und zum Knochenmark vordringen« soll, ist ein von Ebeling sehr gern und oft zitiertes Lutherwort.²

Wäre es darum nicht deutlicher, wenn ich sagte: Er war ein grossartiger Mensch? Denn das war er gewiss. In der natürlichen Bescheidenheit, die ihm eigen war, lagen geistige Autorität und geistliche Vollmacht dicht beieinander. Die menschliche Wärme, die er ausstrahlte, kam von Herzen und hat die Herzen erreicht. Die wohlgesonnene Wachsamkeit seiner Augen war der Spiegel seines lautereren Wesens. Ein grossartiger Mensch, Lehrer und Freund. Doch als solcher nicht etwa auch, sondern zutiefst, das alles umgreifend, ein grossartiger Theologe. Sein Leben als Theologe war gelebte Theologie. »Das ganze Leben muss darein investiert werden«, sagte er in

¹ Gerhard Ebeling, *Dogmatik des christlichen Glaubens*, 3 Bde., Tübingen 1979, ³1987-1993, Bd. 1, IX.

² Z. B. Gerhard Ebeling, *Lutherstudien*, Bd. 3 (Begriffsuntersuchungen – Textinterpretationen – Wirkungsgeschichtliches), Tübingen 1985, III.

seiner Tübinger Abschiedsvorlesung, und er fügte leise hinzu: »Billiger ist das nicht zu haben«³. Der Satz ging mir nach, man ahnt den Preis, der damit gemeint ist. In der *Dogmatik* wird er beiläufig einmal benannt: als der »Verzicht auf viel Schönes im Leben«⁴. Es gehört zu der Last eines Theologenlebens, dass man diesen Preis niemals nur allein entrichten kann.

Gerhard Ebeling lebte in aussergewöhnlicher Konzentration. Einmal, vor Jahren, brachte ich ihn von Tübingen aus nach Horb auf die Bahn. Als er im Abteil nach Zürich Platz genommen hatte, winkte er mir durchs Fenster noch einmal zu. Ich winkte zurück, und als ich dann, schon im Weggehen, innehielt, um zurückzuschauen, da sass er bereits mit der Lesebrille über seine Papiere gebeugt. In seinem disziplinierten Lebens- und Arbeitsstil transformierte sich die Tradition deutscher Universitätstheologie in verpflichtende Modernität. Ebeling war einer der letzten überragenden Repräsentanten dieser durch Krieg und Terror dramatisch dezimierten Generation. Mit seinem Tod ist eine Epoche der Theologiegeschichte zu Ende gegangen.

Heute vor zehn Jahren, bei der Feier seines 80. Geburtstages, hat Gerhard Ebeling auf die Frage seines Woher knappe Antwort gegeben. »Im kargen Boden der Mark Brandenburg und in der strengen Einfachheit preussischer Tradition [bin ich] verwurzelt. Für dieses Erbe bin ich dankbar und schäme mich seiner nicht.« Am 6. Juli 1912 geboren, verbrachte er, geprägt vor allem durch die, wie er sagte, »geistig tragende Gestalt« seines Vaters, in Berlin-Steglitz die Jugend- und Schulzeit. Das im Frühjahr 1930 in Marburg begonnene Studium hat ihm gleich mit dem ersten Semester zwei lebensbestimmende Impulse vermittelt. Die Aura strikter, sachnaher Wissenschaftlichkeit, die die Vorlesungen und Seminare Rudolf Bultmanns durchwehte, prägte ihn tief. Zugleich hat ihn Wilhelm Maurer in die Textwelt Martin Luthers nachhaltig eindringen lassen. Nach einem philosophischen Zwischensemester in Berlin, vor allem bei Nicolai Hartmann, ging Ebeling zum Wintersemester 1932/33, vornehmlich Emil Brunners wegen, nach Zürich, kehrte aber aufgrund

³ Gerhard Ebeling, *Ein Leben für die Theologie – eine Theologie für das Leben*, in: ZThK 95 (1998), 158-166, 158.

⁴ Ebeling, *Dogmatik* (Anm. 1), Bd. 2, 277.

der prekären kirchlichen Lage bereits im Juli 1933 nach Deutschland zurück. Auf das beim Prüfungsamt der Bekennenden Kirche Berlin-Brandenburg abgelegte Erste theologische Examen folgte ab Mai 1934 das Vikariat in Crossen und Fehrbellin. Im Oktober 1936 kam Ebeling gemäss eigenem Wunsch in das von Dietrich Bonhoeffer geleitete Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Finkenwalde. Bonhoeffer, der die hohe wissenschaftliche Begabung des Vikars rasch erkannte, erwirkte beim Bruderrat der Bekennenden Kirche, dass Ebeling im April 1937 nach Zürich zur Promotion entsandt wurde. Nach fünfzehn Monaten war die Studie *Evangelische Evangelienauslegung. Eine Untersuchung zu Luthers Hermeneutik* fertiggestellt. Anfang 1939 wurde Ebeling als »illegaler« Pastor in die Notgemeinde der Bekennenden Kirche in Berlin-Hermsdorf und -Frohnau berufen. Während des Krieges als Sanitätssoldat eingezogen, blieb ihm die Weiterführung der pfarramtlichen Tätigkeit neben dem Militärdienst gestattet, bis die Truppe unmittelbar vor Kriegsende nach Schleswig-Holstein abkommandiert wurde. Im Sommer 1945, am Ende einer abenteuerlichen Fahrradreise von dort nach Württemberg, bestellte ihn die Tübinger Evangelisch-theologische Fakultät als Assistenten für Kirchengeschichte bei Hanns Rückert. Im Folgejahr, nach vollzogener Habilitation, wurde er Professor für Kirchengeschichte, 1954 für Systematische Theologie. 1956 wechselte er an die Universität Zürich, kam 1965 erneut nach Tübingen und kehrte 1968 endgültig nach Zürich zurück. Wenn die Stadt an der Limmat dem geborenen Preussen zu einem Stück Heimat geworden ist, dann allem zuvor dank seiner Frau, die er im Zürcher Grossmünster kennengelernt und 1939 geheiratet hat.

Das Lebenswerk Gerhard Ebelings ist reich und vielfältig facettiert. Es umgreift historische, systematische und fundamentaltheologische Themen, darüber hinaus auch exegetische und praktisch-theologische Fragen sowie das Verhältnis zu den Nachbardisziplinen, allen voran zur Philosophie. Die Identität seiner theologischen Handschrift hat diese Vielfalt zur Einheit verbunden. Was den Kosmos seiner Lebensarbeit im Innersten zusammenhält, ist der einheitsstiftende Grundzug, dem sie von Anfang bis Ende, von der 85 Seiten umfassenden Proseminararbeit bei Wilhelm Maurer⁵ bis zu

⁵ Vgl. Gerhard Ebeling, *Der Streit über Luthers Auslegung des I. Gebotes*, Manuskript, April 1931.

dem vermächtnishaften Alterswerk über *Luthers Seelsorge*⁶, verpflichtet geblieben ist: das Leitmotiv nämlich, reflektierte Rechenschaft geben zu wollen über den christlichen Glauben.

Rechenschaft über den Glauben. Nicht dass er die Formel geprägt hätte. Andere haben sie vor ihm gebraucht. Mag sein, dass sich darin auch eine ethnische Eigenart Ausdruck verlieh, gemäss dem Wort Goethes, der über einen die eigene Arbeit reflektierenden Künstler einmal bemerkte: »Er war am Ende doch ein Deutscher, und diese Nation gibt sich gern Rechenschaft von dem, was sie thut«⁷. Der ältesten Bedeutung nach meint »Rechenschaft geben« die Rechnungslegung über das Gut, das einem anvertraut ist. Und davon handelt schliesslich bereits das Neue Testament: im Gleichnis von dem Herrn, der mit seinen Knechten Rechenschaft hält⁸, und in der Erinnerung an die Rechenschaft, die jeder Mensch vor Gott zu geben schuldig ist⁹. Martin Luther hat dieses Motiv breit rezipiert und, beispielsweise in einer Paraphrase von 1Petr 3,15, zu der auch den Menschen geschuldeten Glaubensrechenschaft fortgeschrieben: »Wir sind verpflichtet, jedermann Rechenschaft abzulegen von dem Glauben und der Hoffnung, die in uns ist«¹⁰.

In diesem biblisch-ursprünglichen Sinn hat Ebeling die wissenschaftliche, also methodisch reflektierte und systematisch verfahrenende Wahrnehmung der jedem Christen auferlegten Rechenschaftspflicht zum Leitmotiv seines theologischen Denkens erhoben. Für eine als Rechnungslegung über das anvertraute Gut betriebene Theologie bleibt die Person des Theologen konstitutiv: nicht im Sinne einer autonomen Selbstexplikation des religiösen Bewusstseins, sondern als der individuelle Resonanzkörper für das Widerfahrnis des Wortes Gottes. Wie, wenn nicht so, könnte man den drei elementaren Gefährdungen neuzeitlicher Theologie aussichtsreich widerstehen: der Pseudosicherheit eines geschichtslosen Dogmatismus, der Pseudoobjektivität eines theologiellen Historismus und der Pseudowissenschaftlichkeit eines inhaltslosen Formalismus.

⁶ Vgl. Gerhard Ebeling, *Luthers Seelsorge. Theologie in der Vielfalt der Lebenssituationen an seinen Briefen dargestellt*, Tübingen 1997.

⁷ Zitiert nach: Jacob und Wilhelm Grimm, Art. *Rechenschaft*, in: Deutsches Wörterbuch, Bd. 14, Leipzig 1893 (Nachdruck München 1984), 345.

⁸ Mt 25,19.

⁹ Mt 12,36; Rm 14,12; 1Petr 4,5; vgl. Hebr 13,17.

¹⁰ WA 1; 608,26f (1518).

Hinsichtlich der Aufgabe, Rechenschaft zu geben über den Glauben, lassen die beiden letzten öffentlichen Äusserungen, die Gerhard Ebeling vergönnt waren, eine bemerkenswerte Verdichtung erkennen. Im August 1997 sprach er vor dem Neunten Internationalen Kongress für Lutherforschung über das selbstgewählte Thema »Beten als Wahrnehmen der Wirklichkeit des Menschen, wie Luther es lehrte und lebte«¹¹. Und in der Tübinger Abschiedsvorlesung vom Dezember desselben Jahres wagte Ebeling, dem die unhintergehbare Unterscheidung von Theologie und Religion selbstverständlich war, eine kaum wiederholbare Grenzüberschreitung, indem er seinen Biographisches und Grundsätzliches verflechtenden Vortrag in ein Gebet ausmünden liess.¹² Das Gebet ist die intimste Form der Rechenschaft. In ihm konzentriert sich die der Welt und dem eigenen Gewissen geschuldete Glaubensverantwortung in das antwortende Reden zu Gott.

II.

1. Die Titulatur des Lehrstuhls, den Gerhard Ebeling in Zürich zuletzt innehatte, bezeichnet einen Schwerpunkt seiner Lebensarbeit: Fundamentaltheologie und Hermeneutik. Die hermeneutische Frage beschäftigte ihn seit der Begegnung mit Bultmann und seit seiner Dissertation. Der Begriff des Hermeneutischen meint dabei nicht bloss eine formalisierte Methodologie der Geisteswissenschaften oder, spezieller, der Theologie. Er zielt vielmehr auf die material konstitutive Rechenschaft darüber, wie sich die worthaft aufgelöste und tradierte Überlieferung des christlichen Glaubens derart dolmetschen lässt, dass die Verstehensgeschichte der Wahrheit Gottes den Horizont der eigenen Wirklichkeitswahrnehmung erreichen und kreativ aufbrechen kann. Im Bereich der Theologie ist Hermeneutik, wie Ebeling in der von seinem Freunde Ernst Fuchs erborgten Wendung gern gesagt hat, »Sprachlehre des Glaubens«¹³. Ihr Dienstauftrag resultiert aus der Sorge um die Lebensfähigkeit von Religion und Theologie. Denn die Sprachlosigkeit, die Ebeling als das kardinale Gegenwartsproblem des Christentums diagnostiziert

¹¹ Gerhard Ebeling, *Beten als Wahrnehmen der Wirklichkeit des Menschen, wie Luther es lehrte und lebte*, in: LuJ 66 (1999) 151-166.

¹² Vgl. Ebeling, *Ein Leben für die Theologie* (Anm. 3), 166.

¹³ Gerhard Ebeling, Art. *Hermeneutik*, in: RGG³ III (1959), 242-262, 244.

hat, indizierte für ihn den drohenden Verlust der theologischen Sache. Wort Gottes, das nicht mehr verstanden und darum nicht mehr in seiner die eigene Lebenserfahrung in die Erfahrung des Glaubens transformierenden Vollmacht gehört wird, hat aufgehört, Wort Gottes zu sein. Der drohenden Sprachlosigkeit des christlichen Glaubens entspricht für Ebeling der durch routinierte Geschäftigkeit nur kaschierte, ja potenzierte Relevanzverlust christlicher Theologie. Dass er in Zürich und Tübingen ein Institut für Hermeneutik gegründet hat, war auch ein Ausdruck der Sorge um die akademische Gesprächsfähigkeit der Theologie.

Seit den 60er Jahren suchte Ebeling die hermeneutischen, enzyklopädischen und apologetischen Problemstellungen dann aber immer stärker in das Bemühen um eine evangelische Fundamentaltheologie zu konzentrieren. Gemeint war damit die »Lehre vom Wesen der Theologie« im Sinne einer methodisch reflektierten Grundlagenbestimmung des eigenen Faches. Angesichts der fortschreitenden zentrifugalen Verselbständigung der theologischen Disziplinen und Subdisziplinen schien es ihm unabdingbar, die Frage nach dem Wesen der Theologie, ihrer Wahrheit, Einheit und Notwendigkeit, erneut auf die Tagesordnung zu setzen. Den alarmierenden Gesamteindruck, der sich ihm in der – durchaus selbstkritischen – Wahrnehmung der zeitgenössischen evangelischen Theologie aufdrängte, hat Ebeling in eine überaus wirklichkeitshaltige Metapher verdichtet: Die Disziplinen unserer Zunft, obschon »an sich auf Arbeitsteilung und gegenseitige Ergänzung angelegt«, seien »ein zersprungener Spiegel, in dem sich das Bild vom Ganzen der Theologie vielfältig bricht und eben deshalb kein Bild vom Ganzen der Theologie entsteht«¹⁴. Wenn heutzutage in der kaum noch erträglichen Fülle der Fakultätssitzungen einmal ausnahmsweise ein genuin theologisches Thema zur Verhandlung kommt – etwa in der kontroversen Diskussion einer Qualifikationsarbeit –, kann man sich mitunter des fatalen Gefühls kaum erwehren, dass der Spiegel tatsächlich zersprungen ist. Jedoch die angehenden Pfarrer und Religionslehrer, deren theologische Kompetenzbildung der Arbeit unserer Fakultäten obliegt, werden ihre spätere Berufspraxis nur bestehen können, wenn sie die heterogenen Fragmente, die ihnen die universitäre Ausbildung vermittelt, dann tatsächlich – ob in Predigt,

¹⁴ Gerhard Ebeling, *Studium der Theologie. Eine enzyklopädische Orientierung*, Tübingen 1975, 9.

Seelsorge oder Unterricht – zu stimmiger Einheit zu formen vermögen. Fundamentaltheologie war für Ebeling, wenn ich ihn recht verstehe, gewissermassen die Propädeutik einer neuzeitlich spezifizierten, enzyklopädischen Pastoraltheologie.

Die Arbeit an einer umfassenden Fundamentaltheologie hat ihn jahrelang in Anspruch genommen. Früher geborene Hörer seiner Vorlesungen konnten daran ausführlich Anteil nehmen. Unterdessen hatte das nahende Ausscheiden aus der aktiven Lehrtätigkeit¹⁵ bei Ebeling die Entscheidung heranreifen lassen, seine Arbeitspläne umzudisponieren und stattdessen eine regelrechte Dogmatik in Angriff zu nehmen. Der Entschluss mag ihm umso leichter gefallen sein, als er den prinzipiellen Fragen der Theologie ohnehin kein selbständiges Recht zuerkannte, sondern sie allein in ihrer subsidiären Bezogenheit auf die materialen Themen der Theologie sachgemäss erörtert wusste.

2. Mit seiner Hinwendung zur Dogmatik hat Ebeling nicht etwa Neuland betreten. Vielmehr war bei ihm gerade das systematisch-theologische Interesse von Anfang an bestimmend gewesen. Seine im Spätsommer 1945 getroffene Entscheidung, eine kirchengeschichtliche Professur anzustreben, hat er rückblickend als bewusste Vorsichtsmassnahme gegenüber seinen systematischen Neigungen kenntlich gemacht – bewusst wollte er sich damals in die strenge Disziplin der Historie begeben, um, geprägt durch die Bekennende Kirche und eigene kirchenpraktische Erfahrung, der Verführung zu spekulativen Kurzschlüssigkeiten nicht zu erliegen.¹⁶ Nach dem Disziplinenwechsel im Jahre 1954 von der Kirchengeschichte zur systematischen Theologie entstanden etliche grundlegende Studien zu Kernfragen der Dogmatik¹⁷; und wenn man sich die dabei abgeschrittene thematische Breite – von der Gotteslehre über Christologie, Soteriologie, Ekklesiologie bis zur Mariologie – sowie die dabei durchweg obwaltende zentripetale Dynamik vergegenwärtigt, so mag Ebelings eigene, spätere Auskunft, jene dogmatischen Spezial-

¹⁵ Vgl. Gerhard Ebeling, *Zu meiner »Dogmatik des christlichen Glaubens«* (1980), in: ders., *Theologie in den Gegensätzen des Lebens. Wort und Glaube* Bd. 4, Tübingen 1995, 476-491, 477.

¹⁶ Vgl. Gerhard Ebeling, *Theologie in den Gegensätzen des Lebens* (1985), in: ders., *Wort und Glaube*, Bd. 4 (Anm. 15), 3-23, 7.

¹⁷ Vgl. dazu v. a. Gerhard Ebeling, *Wort und Glaube*, Tübingen 1960, ³1967; ders., *Wort Gottes und Tradition. Studien zu einer Hermeneutik der Konfessionen*, Tübingen 1964, ²1966.

studien seien »exemplarische Fragmente«¹⁸ gewesen, als eine sympathische Untertreibung erscheinen. Fragmentarisch waren sie allerdings insofern, als sie niemals in der Gefahr standen, den Teil für das Ganze zu nehmen, also den universalen Horizont der Theologie auf die Partikularität der eigenen Forschungsarbeit zu verengen. Die Frage nach dem Zusammenhang der christlichen Glaubenslehre geriet in den jeweiligen dogmatischen Spezialisierungen nicht aus dem Blick. Bereits das frühe, aus Vorlesungen erwachsene Büchlein *Das Wesen des christlichen Glaubens*, 1959 bei Mohr Siebeck erschienen, in sechster Auflage 1993 im katholischen Herder-Verlag, hatte dem Ziel gedient, das überlieferte Glaubenszeugnis für die Herausforderung zu gegenwärtiger Glaubensrechenschaft fruchtbar zu machen. Es war noch keine Dogmatik, schloss aber die Verpflichtung zu einer solchen in sich.¹⁹ Zwanzig Jahre später ist sie eingelöst worden: mit der dreibändigen *Dogmatik des christlichen Glaubens*²⁰.

An einer theologiegeschichtlichen Würdigung der *Dogmatik* kann und mag ich mich jetzt nicht versuchen. Eberhard Jüngel, als er im Wintersemester 1979 von einem vorlauten Studenten nach seiner Einschätzung der soeben erschienenen Ebelingschen *Dogmatik* gefragt wurde, antwortete metaphorisch: Das Werk gleiche einem grossen Bordeaux, der nun erst einmal im Keller zur Vollendung heranreifen müsse. Das Bild ist hintergründig, auch deshalb, weil jeder Weinliebhaber natürlich weiss, dass man den Reifungsprozess grosser Weine immer wieder durch vorgezogene Probierflaschen zu begleiten pflegt. Ebelings *Dogmatik* gehört zu den Standardwerken, deren stillschweigende Rezeption die ausdrückliche um ein Vielfaches übertrifft.

Drei Marginalien seien jetzt immerhin andeutend erlaubt. Besondere Aufmerksamkeit fand und verdient, dies zum einen, der in Band 1 entfaltete Gedanke, das Phänomen des Gebets zum hermeneutischen Schlüssel der Gotteslehre zu machen²¹ und damit das Reden zu Gott, dieses mit der Religion gleichursprüngliche menschliche Urphänomen²², in seiner »gleichsam notariellen Funk-

¹⁸ Ebeling, *Zu meiner »Dogmatik des christlichen Glaubens«* (Anm. 15), 478.

¹⁹ Vgl. Ebeling, *Dogmatik* (Anm. 1), Bd. 1, V.

²⁰ Vgl. Anm. 1.

²¹ Vgl. Ebeling, *Dogmatik* (Anm. 1), Bd. 1, 193.

²² Vgl. ebd., 192.

tion für die Gotteslehre [...] fruchtbar²³ werden zu lassen. Im Gebet, wie gesagt, findet die dem Glauben wesenhaft zukommende Pflicht zur Rechenschaft ihre höchste Verdichtung: Die »von innerster Lebendigkeit durchwirkte Passivität«²⁴ des Betens lässt das Gebet als Antwort auf das vorgängige Angesprochensein des Menschen erscheinen²⁵, bringt damit die Nichtobjektivierbarkeit Gottes ursprünglich zum Ausdruck²⁶ und hält die daran orientierte Gotteslehre zu Metaphysik und Moral in heilsamer Äquidistanz²⁷. Die zweite Randnotiz zur *Dogmatik* betrifft deren literarisch-formalen Charakter: Ihr meditativer Denk- und Sprachstil ist schlicht, aber höchst anspruchsvoll, weil sich der lange Weg, den sie nimmt, nicht beobachtend verfolgen, sondern nur in konkreter Weggenossenschaft verstehen und finden lässt. Kein Kompendium also zu mechanischer Examenspaukerei, statt dessen, wie sich gezeigt hat, eine höchst probate Glaubens- und Predigthilfe. Die Ebelingsche Glaubenslehre ist keine »Kirchliche Dogmatik« und wurde gleichwohl – man könnte auch sagen: eben darum – gerade in kirchlicher Hinsicht als ausserordentlich fruchtbar und wertvoll empfunden. Über diese ihm vielfach mitgeteilte Leseerfahrung von praktizierenden Pfarrerinnen und Pfarrern hat sich Gerhard Ebeling am meisten gefreut. Schliesslich ein kurzes Wort zu dem im Titel der *Dogmatik* deutlich markierten Anschluss an die Tradition protestantischer Glaubenslehre. Bisweilen hat man den zentralen Stellenwert, den Ebeling dem Glaubensbegriff beimass, als eine subjektivistische Engführung der Theologie beargwöhnt. Demgegenüber sah Ebeling gerade in der biblisch fundierten Freilegung des Glaubensbegriffs die beste Gewähr gegen die neuzeitlich drohende Auflösung der Theologie in Anthropologie. Er hatte bei Luther gelernt, dass der Glaube, neutestamentlich verstanden, in seinem Wesen exzentrisch ist: als Antwort des Menschen auf das ihn anredende Wort Gottes. Die Wendung »Wort und Glaube« – so der Titel seiner vier Aufsatzbände – markiert die zwischen Schrift und Erfahrung hin- und herpendelnde Grundbewegung theologischer Reflexion. In den Gegensätzen des Lebens ringt sie um stichhaltige theologische Wahrheit.

²³ Vgl. ebd., 194.

²⁴ Ebd., 199.

²⁵ Vgl. ebd., 201.

²⁶ Vgl. ebd., 204.

²⁷ Vgl. ebd., 200.

Modisch ist der Dogmatiker Ebeling niemals gewesen. Auch deshalb ist seine *Dogmatik* in so eminentem Masse modern.

3. Hermeneutik, Dogmatik und Kirchengeschichte waren für Ebeling nicht drei beziehungslos nebeneinander liegende Forschungsfelder, sondern die einander durchdringenden Vollzugsweisen seiner gesamten Lebensarbeit. In seinem Programm der Glaubensrechnung hat er das Mitspracherecht derer, die vor uns gewesen sind²⁸, nachdrücklich zur Geltung gebracht. Eindringende Studien widmete er dem Denken des Lombarden und Aquinaten oder auch den neuzeitlichen Theologen Lavater, Schleiermacher, Bonhoeffer und Karl Barth. Indessen gab für seine Theologie von Anfang an, nächst der heiligen Schrift, die Arbeit an Luther den entscheidenden Nährboden ab. Auch darin ist er, ohne eine Schule bilden zu wollen, für viele Theologen der nachwachsenden Generation der entscheidende Lehrer geworden. Bereits das akademische Gesellenstück²⁹ wurde ein Meisterwerk der Lutherforschung, beeindruckend durch den gewaltigen Materialreichtum, den es zu Luthers Evangelienauslegung nicht nur versammelt, sondern durchdringt, geprägt von akribischer Textanalyse und einem umfassenden hermeneutisch-theologischen Zugriff. Als ich im Sommer 1991 in Zürich war, um Gerhard Ebeling ein Exemplar meiner frisch gedruckten Dissertation zu übergeben, dankte er mir sehr freundlich, ging dann, verschmitzt lächelnd, nach nebenan und überreichte mir, zurückkommend, als Gegengabe ein Exemplar seiner ebenfalls druckfrischen Dissertation – sie war, nach annähernd fünfzig Jahren, soeben in dritter Auflage bei Mohr Siebeck noch einmal herausgekommen. In warmherzigen Worten hat er mir dann die Verbundenheit mit »seinem« Tübinger Verlagshaus zum Ausdruck gebracht.

Die *Lutherstudien* Gerhard Ebelings sind durch unterschiedliche, komplementäre Zugangsweisen geprägt. Die Textinterpretation war für ihn von elementarer Bedeutung: Immer wieder hat er einzelne, meist eng begrenzte Textkomplexe auf zugleich intensive und extensive, auch hier zum »Kern der Nuss« vordringende und zugleich den gesamten Werk- und Traditionshintergrund einbezie-

²⁸ Vgl. ebd., 1-7.

²⁹ Gerhard Ebeling, *Evangelische Evangelienauslegung. Eine Untersuchung zu Luthers Hermeneutik* (FGLP X,1), München 1942, Tübingen ³1991.

hende Weise analysiert. Stets lief die Textarbeit nicht etwa auf bilanzierende Formeln hinaus, sondern machte den Leser mit der biblisch genährten und auf eigene Glaubensrechenschaft zielenden Bewegung von Luthers theologischem Denken vertraut. Daneben stehen minutiöse Begriffsuntersuchungen – etwa zu den Wortfamilien »Gewissen«, »Sünde« oder »Person« – und Verhältnisbestimmungen – etwa zu »Glaube und Liebe« oder »Lehre und Leben«, ferner komplexe Studien zu Fragen der Wirkungsgeschichte, teils im Blick auf exponierte Rezeptoren, teils auch hinsichtlich der schwer zu fassenden Sonderstellung zwischen Mittelalter und Neuzeit, die Luther in geistesgeschichtlicher Hinsicht einnimmt. Zugleich hat Ebeling die Wirkungsgeschichte Luthers auch gestalterisch fortgeschrieben: durch allgemeinverständliche, die Gegenwartsbedeutung des Reformators freilegende Aufsätze und Vorträge, vor allem aber durch die zusammen mit Karin Bornkamm besorgte sechsbändige Leseausgabe des »Insel-Luther«, in der die wichtigsten Schriften und Briefe des Reformators in behutsamer sprachlicher Modernisierung bereitgestellt und – bei 46.000 verkauften Exemplaren – einer ganz ungewöhnlichen Breitenwirkung zugeführt wurden.

Auch die Aufgabe einer Gesamtdarstellung von Luthers Theologie hat Ebeling verschiedentlich in Angriff genommen. Sein hochkonzentrierter Lexikonartikel in RGG³ entfaltet die Theologie Luthers nicht anhand der üblichen dogmatischen Lokalmethode, da diese doch zumeist nur auf eine »eigene Systematisierung von atomisiertem Zitate-Material«³⁰ hinauslaufe. Ihm schien es vielmehr geboten, die Denk- und Sprachbewegung Luthers nachzuvollziehen, weil Luther seine Theologie fast durchweg erst in den konkreten geschichtlichen Herausforderungen, denen er sich zu stellen hatte, entfaltet und zum Ausdruck gebracht hat. Anders verfuhr das 1964 veröffentlichte Buch *Luther. Einführung in sein Denken*: Hier erschloss Ebeling anhand der wichtigsten Fundamentalunterscheidungen Luthers die antithetische Denkstruktur des Reformators und wies mit Hilfe dieses formalen Ansatzes einen direkten Weg in den materialen Reichtum seiner Theologie. Das Werk, mehrfach nachgedruckt und derzeit vergriffen, zählt längst unter die Klassiker der neueren Lutherforschung und hat Generationen von Studenten einen Zugang zur Theologie des Reformators vermittelt.

³⁰ Gerhard Ebeling, Art. *Luther II* (Theologie), in: RGG³ IV (1960), 495-520, 496.

Indessen präsentierte Ebeling seine massgebende Gesamtdarstellung der Theologie Luthers in Gestalt eines Kommentars zu den Disputationsthesen *De homine* von 1536.³¹ Nach der Analyse des Textbestandes und einer gedrängten Übersicht zum Traditionshintergrund profiliert er die Thesen anhand eines reichen, vor allem aus Aristoteles, der Scholastik, der Renaissancephilosophie sowie dem Gesamtwerk Luthers geschöpften Materials. Indem Ebeling die knappe Thesenreihe im Horizont ihres weiten traditionsgeschichtlichen und theologischen Gesamtzusammenhangs interpretierte, machte er im kleinsten Teil das grosse Ganze anschaulich und damit das scheinbar Einzelne erst in Wahrheit konkret. Insofern bildet das monumentale Kommentarwerk zu den Thesen *De homine* in der Tat ein »Summar von Luthers Theologie«³².

Eine Gesamtdarstellung eigener Art ist das Alterswerk über *Luthers Seelsorge*³³, in dem Ebeling das gesamte Briefkorpus des Reformators als eine kaum auszuschöpfende Quelle seiner seelsorgerlichen Theologie kenntlich macht und exemplarisch erschliesst. Dieses Buch, 1997 erschienen, ist ein Glücksfall der Lutherforschung: nicht ein Handbuch, das auf raschen Zugriff hin angelegt wäre, sondern ein Hausbuch, das zum Verweilen einlädt, das Lust macht zum Lesen und Wiederlesen, das Orientierung bietet in der unerschöpflichen Vielfalt des Lebens. Gebraucht man es recht, so wird man entdecken, dass dieses Meisterwerk der Luther-Deutung seinerseits ist, was es an Luthers Briefen zum Gegenstand hat: ein Ausbund an lebensfreundlicher, seelsorgerlicher Theologie.

Umgang mit Luther ist ein schmales Büchlein³⁴ benannt, in dem Ebeling einige Beiträge zur Gegenwartsbedeutung des Reformators veröffentlicht hat. Doch die Überschrift ist paradigmatisch. Denn nicht allein diese Studien zur Aktualität Luthers, sondern die gesamte theologische Arbeit Ebelings, gerade auch in ihren fundamentaltheologischen und dogmatischen Teilen, steht in der Schule des

³¹ Vgl. Gerhard Ebeling, *Lutherstudien*, Bd. II (Disputatio de homine, 3 Teile), Tübingen 1977-1989.

³² Gerhard Ebeling, *Lutherstudien*, II/3, 1989, VI.

³³ Vgl. Anm. 6.

³⁴ Gerhard Ebeling, *Umgang mit Luther*, Tübingen 1983.

Reformators. Sein Lebenswerk ist Theologie im Umgang mit Luther: nicht im Sinne einer ungeschichtlichen Monumentalisierung, die doch nur alsbald in die wissenschaftsfeindliche Ideologisierung Luthers umschlagen müsste; übrigens auch nicht im Sinne einer dogmatistisch-trotzigen Engführung, dergemäss jeder geschichtliche Schritt über Luther hinaus als ein Abstieg, ja Absturz in die als reformationswidrig perhorreszierte Neuzeit zu denken wäre – in dieser Hinsicht konnte Ebeling die neuzeitlichen Verächter der Neuzeit daran erinnern, dass »der Sündenfall noch immer Adam und nicht etwa Descartes zuzuschreiben ist«³⁵. »Umgang mit Luther« ist die Theologie Ebelings vielmehr aufgrund ihrer geschichtlich und intellektuell auf der Höhe der eigenen Zeit stehenden theologischen Reflexionskraft, die sich von Luther »zu eigener Denkverantwortung herausfordern« lässt, weil sie sich durch die Kraft, die von »Luthers ungewöhnlicher Nähe zum theologischen Sachverhalt«³⁶ ausgeht, inspiriert sieht. Insofern zählt Gerhard Ebeling zu den klassischen Repräsentanten einer lutherischen Theologie, die den Namen verdient, weil sie sich, diesseits jeder konfessionellen oder gar konfessionalistischen Verengung, im Zeichen Luthers der Sache verpflichtet weiss, für die er steht. Ebelings gesamte Lebensarbeit ist Theologie »nach Luther«: nicht nur chronologisch später, sondern auch, gerade in ihrer kritischen Zeitgenossenschaft, ihm gemäss.

III.

Rechenschaft über den Glauben: Darin liegen Grundzug und Leitmotiv der Theologie bei Gerhard Ebeling. Die Fülle und Vielfalt der Werke, in die sich sein Leben verwandelt hat, fügt sich dadurch zu einem organischen Lebenswerk. Die Wirkung, die es, über seinen Tod hinaus, zeitigt, die Schülerschaft, die ihm zugewachsen ist, der weite Freundeskreis, den er pflegte: Das alles ist Frucht seiner Arbeit und zugleich ein Reflex der ausstrahlenden Kraft seiner Persönlichkeit. Vielleicht lässt sie sich anhand der drei konzentrischen Kreise, in denen seine theologische Existenz ihren Ort hatte, andeutend skizzieren.

³⁵ Gerhard Ebeling, *Die Botschaft von Gott an das Zeitalter des Atheismus* (1963), in: ders., *Wort und Glaube*, Bd. 2, Tübingen 1969, 372-395, 381, Anm. 8.

³⁶ Ebeling, *Umgang mit Luther* (Anm. 37), 2.

Der engste Umkreis seiner Arbeit war die Universität. Was er vortrug und schrieb, war Universitätstheologie im alten, besten Sinn: nicht elfenbeinturmhaft hermetisierte Geheimwissenschaft, sondern zur Klarheit geläuterte Einsicht und Weisheit. Gesammelte Aufmerksamkeit setzte er allerdings unabdingbar voraus. Was er von sich gab, hatte Gewicht, es zeugte von gedanklicher Strenge und war nur in konzentrierter Teilnahme recht zu erfassen. Seine Texte lassen sich schwer exzerpieren: Redundanz gönnte er weder sich noch seinen Lesern. Um so grösser ist, lässt man sich auf die von ihm vollzogene Bewegung des Denkens ein, der Gewinn. Die Selbstdisziplin, die er sich lebenslang auferlegte, glaubte er der Sache schuldig zu sein. Die klare, lautere Atmosphäre, die sich in seiner Gegenwart einstellte, nährte sich aus seiner Leidenschaft für die Theologie. Zu ihr gehörte übrigens auch das Bewusstsein, dass akademische Theologie sich nicht in steriler Selbstbezüglichkeit isolieren dürfe, sondern immer auch ihren Ort im Wissenschaftsgefüge der Universität zu reflektieren habe.

Als zweiter, weiterer Umkreis ist die Kirche zu nennen. Dass man es den angehenden Pfarrerinnen und Pfarrern »so schwer wie nötig« machen müsse, war seine auch aus dem Kirchenkampf sich speisende Arbeitsmaxime. Um der Kirche willen übte und forderte er strenge theologische Disziplin. Die ihm übertragene Aufgabe, ab 1950 die alte *Zeitschrift für Theologie und Kirche* mit neuem Leben zu erfüllen – sie war unter Ebelings Herausgeberschaft das führende protestantische Periodikum geworden –, entsprach punktgenau seiner theologischen Intention. Wiewohl – oder besser: gerade weil – aus ganzer Seele Protestant, erschöpfte sich sein kirchliches Interesse nicht im evangelischen Raum. Vielmehr bezog er das konfessionelle Problem in die kirchliche Ausrichtung seiner Lehrtätigkeit ein. Naturgemäss lag ihm das evangelisch-katholische Lehrgespräch besonders am Herzen. Unermüdlich hat er daran erinnert, dass ein wahrhaftiger Konsens sich nicht kompromisslerisch aushandeln lässt, sondern nur durch ein vorbehaltloses Aufdecken, Erörtern und, wenn nötig, Ertragen des zugrundeliegenden Dissenses erreicht werden kann. In der Auseinandersetzung um die *Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigungslehre* hat er diese Mahnung noch einmal erneuert – der endgültig-

tige Text des »Professorenvotums«³⁷ ist am 6. Januar 1998 unter dem theologischen Patronat Gerhard Ebelings im hiesigen Institut für Hermeneutik entstanden. Sein an Luther orientierter, entschiedener Protestantismus hat nicht verhindert, vielmehr eher noch unterstützt, dass Ebeling auch auf katholischer Seite aufmerksam rezipiert worden ist und dass ihm auch dort substantielle Freundschaften erwachsen sind.

Die akademisch geprägte und kirchlich orientierte Lebensarbeit Gerhard Ebelings vollzog sich vor einem umfassenden Welthorizont. Seine Theologie ist nicht abstrakte, dürre Theorie – keine Professorentheologie für Theologieprofessoren –, vielmehr etwas, was das Leben in Anspruch nimmt, es durchdringt und erfüllt. Dass allein die Erfahrung zum Theologen macht: Diese Lektion hatte er bei Luther gelernt. Auf unverwechselbar eigene Weise ist die Theologie, die er lehrte, erfahrungsgesättigt und Erfahrung erschliessend. Die dafür unabdingbare Offenheit für die Welt hat er selber in hohem Masse besessen. Nicht bloss in Gestalt einer theoretischen Neugier gegenüber der Vielfalt des Lebens, sondern als die anteilnehmende Aufmerksamkeit auf alles, was um ihn war. Die Begegnung mit Menschen bildete für den Theologen Ebeling einen integrativen Bestandteil der eigenen Arbeit. Mit feinem Sinn für das Andere konnte er aufmerksam zuhören und stellte sich, wo er gefordert war, mit Ernst und Geduld. Seine Dialogwilligkeit äusserte sich auch in der Fähigkeit, innezuhalten, dem nicht Erwarteten Raum zu geben. Die natürliche Noblesse seines Wesens half in schwierigen Situationen zur Klärung und wird jedem, der sie erlebt hat, als wohlthuend und ansteckend erinnerlich sein. Die hohe Musikalität, die ihm eigen war, hat seine Sprache geprägt. 1987 wurde er dafür mit dem Sigmund-Freud-Preis für wissenschaftliche Prosa geehrt. Eine amerikanische und vier europäische Universitäten haben ihn mit dem ehrenhalber verliehenen Grad eines Doktors der Theologie ausgezeichnet.³⁸

Liebe Familie Ebeling, meine Damen und Herrn! Ich bin mir sicher, dass der Mann, dessen wir heute gedenken, angesichts der Ehrungen

³⁷ *Votum der Hochschullehrer zur »Gemeinsamen Erklärung zur Rechtfertigungslehre«*, in: epd-Dokumentation Nr. 11/1998, 9. März 1998, 54-57.

³⁸ Bonn (1952), Uppsala (1970), St. Louis, Mo. (1971), Edinburgh (1981), Tübingen (1997).

und Verdienste, an die ich erinnerte, ein gewisses Unbehagen nicht würde verhehlt haben. Er wusste um seinen Wert, doch er kannte auch dessen Grenzen. Selbstbewusst konnte er sein, Eitelkeit war ihm fremd. Das lutherische »Dedit«³⁹ steht seinem ganzen Wirken an die Stirn geschrieben. Der Titel seiner Tübinger Abschiedsvorlesung⁴⁰ sagt in resümierender Schlichtheit, was es gewesen ist: »Ein Leben für die Theologie – eine Theologie für das Leben«.

— Dr. Albrecht Beutel ist Professor für Kirchengeschichte an der Universität Münster.

³⁹ WA 40,3; 250,8-251,10 (1532/33).

⁴⁰ Vgl. Anm. 12.

Die Chance eines Neuanfangs¹

Gerhard Ebeling

I.

Der Beginn eines neuen Semesters bietet die Chance eines Neuanfangs.

»Neuanfang« klingt faszinierend. Wir könnten es wohl brauchen, unbelastet durch Enttäuschungen und Entmutigungen, durch Versagen und Resignation mit innerer Spannkraft und freudiger Erwartung, mit Zuversicht und Begeisterung an die Arbeit zu gehen, an unsere theologische Arbeit. Steht es schon im allgemeinen schlecht mit dem, was ohne Beschwingtheit und verdrossen getan wird, ohne Hingabe und Gewissheit, so trifft dies erst recht für die Theologie zu. Wer hier nur widerwillig bei der Sache ist, ist bestimmt nicht bei der Sache. Doch wer konnte nicht als Theologe trotzdem die Erfahrung, dass er sich zuweilen mit Theologie befasst, ohne wirklich bei ihrer Sache zu sein? Darum berührt hier das Stichwort »Neuanfang« besonders empfindliche Stellen und entspringt einem tiefen Bedürfnis.

Nun ist aber der Gedanke des Neuanfangs zugleich ambivalent. Neu anfangen dürfen ist etwas Hoffnungsvolles, neu anfangen müssen dagegen voller Mühsal. Beides braucht sich zwar nicht auszuschliessen: Angebot und Forderung, Hoffnung und Mühsal. Im Gegenteil, bei grossen Aufgaben wäre es verdächtig, wenn dem hochgesteckten Ziel nicht ein hohes Mass an Widerstand und Leiden entspräche. Das Gebären, auch im geistigen Bereich, ist von schmerzhaften Wehen begleitet. Immer neu auf die Anfänge des Verstehens, auf die theologischen Grundprobleme zurückgeworfen zu werden, ist von der theologischen Arbeit nicht auszuschliessen, gehört sogar in gewisser Weise notwendig zu ihr. Solange man diesen Zusammenhang zu erkennen und zu bejahen vermag, ist es gut. Gewinnt jedoch das Gefühl die Oberhand, sich in einer Tretmühle sinnlos zu plagen, ohne voranzukommen, so hat eine solche Si-

¹ Einleitende Abschnitte des Paragraphen I der im Wintersemester 1973/74 an der Universität Zürich gehaltenen Vorlesung »Fundamentaltheologie III«. Die *Hermeneutischen Blätter* danken der Familie Ebeling und dem Archiv der Universität Tübingen für die Genehmigung des Abdrucks.

siphus-Arbeit mit Theologie sicher nichts mehr zu tun. Denn zu deren Wesen gehört es, dass hier ein Neuanfang, ob nun als etwas Beflügelndes oder als etwas Belastendes, nur im relativen Sinn stattfinden kann, nämlich bezogen auf das, was als unüberholbarer Neuanfang vorgegeben ist. Im Bilde gesprochen: Der Theologie ist nicht eine Wüste vorgegeben, sondern eine Fülle unerschöpflicher Quellen. Das schliesst nicht aus, dass einem das Quellgebiet von Theologie fremd und unergiebig bleibt. Nur sollte man diese für sich nur dann behaupten, wenn man in wiederholtem Suchen dort angesetzt hat, im Umgang mit den Quellen von Theologie also einigermaßen erfahren ist.

Wenn wir so weite Perspektiven des Stichworts »Neuanfang« zu dem Beginn eines neuen Semesters in Beziehung setzen, so werden wir nüchtern genug sein, von einer solchen Zäsur nicht allzu viel zu erwarten. Nach der Ferienpause kehren wir dank der Distanz, die wir durch Erholung, Erlebnisse und eigene Weiterarbeit inzwischen gewannen, hoffentlich mit neuer Aufnahmebereitschaft und geistiger Frische vielleicht auch mit guten Vorsätzen zu dem Austausch zwischen Lehrenden und Lernenden zurück, – zwischen Lehrenden, die selber Lernende sind, und Lernenden, die das Lehren befruchten und fördern. Dieser Austausch birgt jeweils für alle Beteiligten Überraschungsmomente in sich und lässt stets bei Semesterbeginn – so muss ich es jedenfalls für mich selbst bekennen – auf das Unberechenbare gespannt sein. Doch der Reiz des Neuen darin kann allzu schnell – wir wissen es – dem Rückfall in das Gewohnte weichen. Ein neuer Anlauf bleibt leicht im Flugsand des Alltäglichen stecken. Dass sich ein solcher Neubeginn tiefer und nachhaltiger auswirkt, hängt von anderen Bedingungen ab als dem blossen Rhythmus des Universitätsbetriebs. Natürlich kommt der Aussicht auf neue Themen, aufschlussreiche Problemerkörterungen und erhellende Erkenntnisse, die das Lehrangebot verspricht oder die man sich von ihm erhofft, einige Bedeutung zu. Dabei scheint nun allerdings ein Unternehmen in Nachteil zu geraten, das sich in Fortsetzungen über mehrere Semester erstreckt, wie dies bei meinem Versuch der Fall ist, das weite Feld fundamentaltheologischer Probleme nach und nach abzuschreiten. In diesem Fall hat man offenbar zu erwarten, dass nur ein weiteres Stück der alten Marschroute absolviert wird.

In der Tat habe ich mich einer Aufgabe verschrieben, die nicht mit dem Reiz des Aktuellen für sich Reklame macht. Sie mutet dem, der sich beteiligt, Konzentration auf das theologisch Wesentliche und langen Atem für eine Art Marathonlauf zu. Als der von solcher Zumutung in erster Linie Betroffene bin ich freilich überzeugt, etwas zu tun, dem äusserste Dringlichkeit zukommt. Die Probleme, die sich mit dem Gedanken eines Neuanfangs stellen, nämlich was es denn heisse und wie es gelinge, Theologie nicht halbherzig und zerfahren zu betreiben, sondern hingegen an die Sache – diese Probleme bestimmen das Geschäft der Fundamentaltheologie. So wären wir dabei also mit dem befasst, was allererst die Chance eines Neuanfangs erkennen und wahrnehmen lässt, unter welchen Bedingungen auch immer und darum auch am Beginn eines neuen Semesters. Ob wir mit solchem Vorhaben einen Schritt vorankommen, lässt sich nicht im Voraus entscheiden. In dieser Hinsicht wäre jedoch bereits Wichtiges geschehen, wenn wir uns erwartungsvoll darauf einstellten. Eine Folge des Gelingens wäre dann übrigens, dass das, was wir hier tun, für alles Übrige Gewinn bringt, was Sie in diesem Semester theologisch betreiben. Etwas drastisch ausgedrückt: Die fundamentaltheologische Arbeit ist nur das Düngemittel für alle Weisen, wie Sie in diesem Semester und inskünftig Ihren theologischen Acker bestellen.

II.

Bevor ich über mein Programm für dieses Semester nähere Mitteilungen mache, möchte ich freilich noch etwas bei dem Bemühen verharren, gleichsam das Okular scharf einzustellen. Um aus dem verschwommenen ein konturiertes Blickfeld werden zu lassen, fixieren wir das Auge auf einige Momente der komplexen Situation, in der wir das neue Semester beginnen. Ich greife ganz verschiedenartige Faktoren heraus. Jeder von ihnen kann in seiner Weise unsere Aufmerksamkeit wecken und uns für die theologische Verantwortung hochempfindlich und hellwach werden lassen.

a) Da ist in erster Linie die weltpolitische Krise, deren Zunder wieder einmal der Nahe Osten wurde, deren tiefere Ursachen und er-

schreckende Folgen jedoch globaler Art sind. Auch wenn man wie ich von dem Schlagwort »Politische Theologie« nichts hält – vielmehr gerade dann –, besteht Anlass, die Erschütterungen durch jene Vorgänge im Kontext unserer Aufgabe zu rekonstruieren und darauf zu achten, was sie zu denken geben. Dass ich den Ausbruch dieses Jom-Kippur-Krieges in Jerusalem selbst miterlebte, hat wohl die Sensibilität gesteigert, jedoch nur für einen Sachverhalt, der uns alle gleichermaßen betrifft. Der Ton der Sirenen in der Mittagszeit des 6. Oktobers liess die grauenhaften Erinnerungen aus der Zeit vor drei Jahrzehnten nicht nur präsent werden, sondern sich auch in Zukunftsvision verwandeln. Dass nun inzwischen, solange es vorhält, die Waffen schweigen, ist auf jeden Fall ein Grund zur Dankbarkeit, jedoch auf keinen Fall ein Grund zur Beruhigung.

Was hat dies alles mit der Tatsache zu tun, dass wir Theologie treiben? Unser Augenmerk wird m. E. vor allem auf folgendes gelenkt:

Zunächst müssen wir uns eingestehen, dass von der Sache der Theologie, dem christlichen Glauben her unmittelbar nichts dazu beizutragen, zu sagen und zu tun ist. Was unmittelbar zu sagen und zu tun ist, sofern einem nicht überhaupt das Wort im Mund stecken bleibt, weil das Widerfahrnis der Ohnmacht so niederschmetternd ist, liegt im Bereich der Strittigkeit der Meinungen. Das schliesst jedoch nicht aus, dass einige feste Anhaltspunkte für die Orientierung zu gewinnen sind. Sie sind zwar vernebelt durch die hochgradige Ideologisierung des Konflikts, durch entsprechend verwirrende Propaganda sowie durch die erschreckend starke Neigung, den eigenen Wünschen zuliebe sich täuschen zu lassen. Dem zu widerstehen und um sachliches Urteil bemüht zu sein, ist eine Haltung, die gewiss nicht der Christ gepachtet hat, die aber vornehmlich von ihm zu erwarten ist. Sie stellt die *conditio sine qua non* dar für alles, was nur immer darüber hinaus mit christlicher Begründung in dieser Sache gesagt und getan werden kann. Dass sich der Weltkirchenrat in diesem Fall im Unterschied zu sonst auffallend ruhig verhält, ist erklärtermassen auf politische Rücksichten in den eigenen Reihen zurückzuführen – ein trauriges Symptom dafür, wie man solche offiziellen kirchlichen Verlautbarungen einzuschätzen hat. Der einzelne Christ sollte sich ohnehin nicht auf solche Instanzen verlassen

und gegebenenfalls in eigener Verantwortung den Mund auf tun. Aus Sowjetrussland vor allem erreichten uns in letzter Zeit unheimlich eindruckliche Stimmen dieser Art.

Ohne Anspruch darauf, den Sachverhalt vollständig zu skizzieren, nenne ich wenigstens einige Punkte, die für jede Urteilsbildung in dieser Angelegenheit konstitutiv sein müssen: Die Aggression ging diesmal unzweideutig von arabischer Seite aus, und zwar nicht als blosser Präventivmassnahme auf vorher verkündete und durch entsprechenden Aufmarsch bekräftigte Vernichtungsdrohungen hin, wie sie dem Sechstagekrieg vorausgegangen waren. Dass der Überfall am höchsten israelischen Feiertag erfolgte, dem grossen Versöhnungstag, mag fanatischem wie rationalistischem Denken als geschickte Kriegslist einleuchten, hat aber als Akt äusserster Unversöhnlichkeit den makabren Beigeschmack eines Attentats auf den Versöhnungsgedanken überhaupt. Den Israeli ist zweifellos die Frage nicht zu ersparen, ob sie die letzten Jahre weitsichtig und flexibel genug für einen *modus vivendi* genutzt haben und was denn an dem anfänglichen Debakel Demonstration der Nichtangriffsbereitschaft und was daran die Folge einer verhängnisvollen Selbstüberschätzung nach drei gewonnenen Kriegen war. Schwerer als die Verantwortung der unmittelbar Beteiligten und dafür Blutenden wiegt freilich die Rolle der Grossmächte. Auch hier besteht zunächst im bezug auf die Mitwirkung Moskaus ein ungewöhnliches Mass an Klarheit, zumindest über folgende Tatsachen: das vorzeitige Eingeweiht- und Einverständensein, die schon vor Kriegsausbruch einsetzende Vorbereitung einer Luftbrücke für Kriegsmaterialtransport, die unverhüllte Ausweitung des Konflikts und der Schachzug, im Augenblick des sich wendenden Schlachtenglücks als Initiator einer Beilegung des Konflikts aufzutreten. Dass auch auf Seiten der USA Machtinteressen auf dem Spiel und im Vordergrund stehen, lässt sich nicht bestreiten. Sie sind allerdings in so komplizierter Weise mit Wirtschaftsinteressen verquickt, dass man sich fragen muss, ob man nicht dadurch, wie sich die Abhängigkeit vom Öl und von den erhofften Absatzmärkten im Osten politisch auswirkt, das Eintreten für Entspannung fragwürdig und ein verantwortlicher Gebrauch der Macht beeinträchtigt wird. Der gleichzeitige Zerfall der moralischen Autorität an der Spitze des amerikanischen Staatswesens hat darüber

hinaus noch unabsehbare Folgen. Dass bei all dem Europa nichts zu vermelden hat, ist die Folge mancher Ursachen, darunter solcher, die für die meisten westeuropäischen Staaten recht unrühmlich sind.

Die Gefährlichkeit einer kurzsichtigen Politik des Westens, die an der Wohlstandsgesellschaft orientiert ist und sie vielleicht gerade dadurch untergräbt, ist erneut in grelles Licht gerückt. Sie wird jedoch schnell wieder vergessen werden, sobald die unmittelbare Gefahr vorüber ist und der Hang zur Selbsttäuschung wieder die Oberhand gewinnt. Die Dinge so ungeschminkt bei Namen zu nennen, ist die unerlässliche Vorbedingung dafür, dass man in der richtigen Weise den Zusammenhang mit der Sache der Theologie herstellt.

Was ich bisher bemerkte, hat, wie gesagt, so wenig den Charakter einer spezifisch theologischen Äusserung, dass man mir vielleicht zwar nicht das menschliche Recht dazu bestreitet, wohl aber Zweifel an der Relevanz der Sache der Theologie überhaupt hegen mag. Was soll sie, wenn sie einer solchen weltpolitischen Krise gegenüber nichts an eigenen Programmen und Aktivitäten anzubieten hat? Wenn es uns darum geht, durch einen Blick auf diese Problematik das Okular für unsere Semesterarbeit scharf einzustellen, so ergibt sich dabei als erstes in der Tat dies, dass die Sache der Theologie nicht Politik ist, so sehr sie die Verantwortung in politischer Hinsicht zu schärfen vermag. Sie tut dies eben dadurch, dass sie es dem Menschen verwehrt, sich vom politischen Interesse verschlingen zu lassen, sei es indem man das politische Handeln zum Heilshandeln verabsolutiert und gerade auf diese Weise pervertiert, sei es indem man am Politischen überhaupt verzweifelt und sich ins Private zurückzieht, sofern die Allgegenwart des Politischen einen dort überhaupt noch atmen lässt. Die einschränkende, relativierende Kraft, die von der Sache der Theologie her die scheinbare Allmacht des Politischen entlarvt und das Politische in seine Grenzen weist, mag man sich zunächst ganz allgemein an der Wirklichkeit des Religiösen verdeutlichen. Sie kann zwar je und je in verheerender Weise mit dem Politischen verschmelzen, weist aber dennoch in ihren verschiedenen Erscheinungsweisen die verschieden starke Tendenz auf, Kräfte zu entbinden, Massstäbe zu setzen, Lebensinhalte zu vermitteln, die im Politischen nicht aufgehen, dessen Rahmen vielmehr sprengen.

Auf die Rolle der Religion anzuspielden, scheint allerdings im Blick auf die gegenwärtige weltpolitische Krise insofern fatal zu sein, als man diese aus dem verhängnisvollen Antagonismus von Weltreligionen zu erklären versuchen könnte: der Islam im Bunde mit der Quasireligion des Kommunismus, das Judentum unterstützt durch einen Teil der Christenheit. Grobschlächtig ist etwas daran, näher besehen wären viele Vorbehalte und Einschränkungen anzubringen. Das kann jetzt nicht weiter analysiert werden und wirft Probleme auf, die schon mit in den Aufgabenbereich dieser Vorlesung gehören, nämlich wie es mit der Kraft der Religion steht, das Politische zu transzendieren und in Schranken zu weisen, wie sich unter diesem Aspekt der christliche Glaube inmitten der Religionen darstellt und welche Rolle überhaupt innerhalb des modernen Säkularismus dem Religiösen zufällt. Wie mir scheint, vereinigen sich in der Sache der Theologie Religionsbejahung und Religionskritik in der Weise, dass von hier aus eine fundamentale Unterscheidung ihre Begründung erfährt: nämlich die zwischen dem Wort der Versöhnung, das das Verhältnis des Menschen zu Gott ins Reine bringt und von da her zeichenhaft ausstrahlt in die zwischenmenschlichen Beziehungen, und dem politischen Handeln, das mit politischen Mitteln den sozialen Auswirkungen des Bösen Grenzen zu setzen versucht. Die Unterscheidung hat insofern mit dem Zugleich von Religionsbejahung und Religionskritik zu tun, als es religiös strittig ist, was in letzter Hinsicht der Wille Gottes ist und wie von daher das Verhältnis des Vorläufigen zum Willen Gottes zu verstehen ist.

Mit diesen wenigen Andeutungen sollte nur darauf hingewiesen werden, welche Relevanz gerade auch im weltpolitischen Horizont einer Klärung dessen zukommt, was Sache der Theologie ist. Am Abend des vierten Kriegstages, unserem letzten Abend in Israel, hatte uns ein israelischer Gelehrter und hoher Offizier menschlich ausserordentlich eindrücklich seine Sicht der Dinge vorgetragen und beantwortete dann die Frage, was für Israel getan werden könne, mit der Bitte um das Gebet der Christen. Diese Äusserung war erhaben über den politischen Missbrauch des Gebets und schloss nicht etwa die Araber aus. Es wurde dabei angesichts des schweren Ernstes der politischen Lage etwas von dem angesprochen, was, wie ich vorhin formulierte, die Kraft hat, das Politische zu transzendieren

und in Schranken zu weisen. Das Berichtete könnte geradezu als ein Paradigma dienen, über dessen Sinn und Wahrheit fundamental-theologische Besinnung nachzudenken hat. Man wird nicht leicht der Meinung sein können, man habe erschöpft, was dies zu denken gibt. Es weist auf das Geschehen der Versöhnung, zu deren Zustandekommen es anderer Kräfte und Mittel bedarf als politischer. Die ganze Aporie der Nahostsituation konzentriert sich in die Frage, wie der furchtbare Hass gegeneinander und die Angst voreinander abgebaut werden können. Das ist ein Problem, das die Möglichkeiten politischen Handelns weit übersteigt.

Wenn wir unsere theologische Arbeit mit der katastrophalen Wucht dieses politischen Geschehens konfrontiert sehen, kann die erste Reaktion kaum eine andere sein als die, dass uns das eigene Tun in höchstem Mass fraglich wird. Stellen wir uns jedoch der tieferen Problematik des Politischen, so könnte deutlich werden, dass es nicht ein Ausweichen davor, sondern ein Auseinandersetzen damit bedeutet, wenn wir – wie wenige tun dies schon! – beharrlich nach der Sache der Theologie fragen. So wurde mir selber das erschütternde Erleben der letzten Wochen zu einer Verschärfung des Bewusstseins theologischer Verantwortung, zu einem neuen Antrieb, bei der Mühe der fundamentaltheologischen Aufgabe auszuharren. Und der Gedanke an all das, was sich in solchen Zeiten an menschlichem Einsatz und an grenzenlosem Leiden vollzieht, sollte nicht wirkungslos sein in bezug auf die Art, wie wir mit unseren Kräften und unserer Zeit im Dienste der Sache der Theologie umgehen.

b) Ein weiterer Umstand, den ich als Situationsmoment erwähnen möchte, um die Einstellung zu unserer Arbeit zu reflektieren, hat anscheinend eine rein persönliche Bedeutung, die nur mich betrifft. Einigen unter Ihnen wird bekannt sein, dass im vergangenen Jahr ein Gespräch zwischen dem Herausgeberkreis der *Zeitschrift für Theologie und Kirche* und dem Soziologen und Wissenschaftstheoretiker Hans Albert, dem Verfasser des *Traktat über kritische Vernunft*, stattgefunden hat. Es folgte darauf eine Veröffentlichung meinerseits mit kritischen Anfragen an den sogenannten Kritischen Rationalismus von Hans Albert. Inzwischen liegt eine Erwiderung von ihm

unter dem Titel *Theologische Holzwege* vor, die von persönlichen Verunglimpfungen strotzt und es unzumutbar und sinnlos sein lässt, die direkte Auseinandersetzung fortzuführen. Man könnte es dabei bewenden lassen, wenn es sich bloss um einen privaten Zwischenfall handelte, in dem ich unter den Tiefschlägen des Gegners den Kürzeren gezogen habe. Ich messe der Angelegenheit jedoch eine weitergehende Bedeutung zu, die mit meiner Person nichts zu tun hat.

Nicht erst in der letzten Zuspitzung der Polemik, sondern schon vor Beginn des Gesprächs zeichnete sich der Kritische Rationalismus, wie ihn Hans Albert vertritt, durch eine antitheologische Besessenheit aus, die zeitsymptomatisch ist. Es liesse sich durch die ganze Neuzeit verfolgen, wie sich immer wieder einmal kritisch-rationales Denken mit irrationalen Emotionen paart, um den Vernichtungskampf gegen den Glauben zu führen und so mit entgegengesetztem Vorzeichen dasselbe zu tun, was man an düsteren Erscheinungen der Religions- und Kirchengeschichte mit Recht an den Pranger stellt. Beispiele literarischer sowie demagogischer oder geheimpolizeilicher Art liessen sich dafür reichlich anführen. Wir nähern uns in der Wellenbewegung dieser Vorgänge offensichtlich einem neuen Sturmtief.

Es ist durchaus nicht meine Meinung, dass man durch taktisches Manöver dem entgegenwirken solle und könne. Es handelt sich um eine Auseinandersetzung, die in noch weitere Dimensionen weist als die zuerst erörterte weltpolitische Krise. Was in solcher Lage letztlich ins Gewicht fällt, ist sicher weder apologetischer Kleinkrieg noch kirchenpolitische Strategie, sondern einzig und allein die geistige Kraft, mit der sich der Glaube kundtut: in vollmächtigem Wort, in lebendiger religiöser Gemeinschaft wie in der Bereitschaft zum Leiden. Wir dürfen uns nicht wundern, dass sich im öffentlichen Erscheinungsbild der Kirchen notwendige Veränderungen vollziehen werden, weil z. T. eine tiefe Divergenz zwischen kirchlichen Lebensformen und dem darin pulsierenden oder stagnierenden Leben selbst eingetreten ist. Um dieser Vorgänge willen, in denen es um den Beweis des Geistes und der Kraft selbst geht, sich mit gesteigerter Konzentration auf die Sache der Theologie einzustellen, erscheint mir dringend geboten und ist der Sinn meiner fundamental-theologischen Bemühungen.

Die nachträgliche Beteuerung Alberts, sein Kampf richte sich nicht gegen die Religion, sondern gegen die Theologie, ist zwar nicht von Anzeichen einer Verstehensbemühung um das Phänomen des Religiösen begleitet, aber insofern allerdings einleuchtend, als Religion für den Kritischen Rationalismus, wenn auch eine Realität, so doch ohnehin bloss einen fossilen Überrest unwissenschaftlichen Weltverhältnisses darstellt, während Theologie mit ihrem Anspruch öffentlicher Diskutierbarkeit als das zu entlarvende Prinzip des Unkritischen gilt. Dabei ist jedoch der innere Zusammenhang verkannt, der jedenfalls zwischen dem christlichen Glauben und der Ausbildung von Theologie besteht. So erklärt sich auch die Tatsache, dass dem Kritischen Rationalismus diejenigen religiösen Erscheinungen am willkommensten sind, die infolge geistiger Primitivität von vornherein jede Theologiefähigkeit ausschliessen.

Die Problemkonstellation, für die der Kritische Rationalismus nur ein Symptom ist, wird durch ein Wissenschaftsverständnis bestimmt, welches das nichtwissenschaftliche Weltverhältnis nur an dem vorausgesetzten wissenschaftlichen Wirklichkeitsverständnis messen und von daher zu erklären versuchen kann. Auf das darin begegnende andersartige Wirklichkeitsverständnis jedoch vermag es nicht verstehend einzugehen. Das hat zur Folge, dass eine heillose Kluft eintritt zwischen all dem, was die Ganzheitserfassung menschlichen Lebens in dessen Vollzuge selbst betrifft, und einer auf Beherrschbarkeit ausgerichteten Systemanalyse. Die quasischizophrene Situation unserer Zeit mit ihrer Unfähigkeit, Wissenschaft und gelebtes Leben in der rechten Weise zu vermitteln, ist alarmierend. Dieses Problem betrifft keineswegs nur die Theologie, obschon gerade sie von ihrer eigenen Geschichte eher für dieses Problem besonders sensibel sein sollte. Die Tatsache, dass die Theologie weithin als aus dem wissenschaftlichen Gespräch ausgeschieden gilt, darf sie nicht davon abhalten, sich am Streit um den Wissenschaftsbegriff zu beteiligen und in Aufgeschlossenheit für die veränderte Denksituation ihren Beitrag zum Problem des Wirklichkeitsverständnisses zur Geltung zu bringen.

Die Erfahrung mit dem erwähnten Gesprächsversuch scheint mir, auch abgesehen von den persönlichen Mängeln der daran Beteiligten – und gerade unter diesem Aspekt denke ich sehr wohl auch an

mich selbst –, darin symptomatisch zu sein, dass die Verständigungsschwierigkeiten heute einen Grad erreicht haben, der nahezu einer totalen Verständnisblockade gleichkommt. Ich halte diesen Zustand für ausserordentlich beunruhigend. Und zwar nicht etwa nur für die Theologie, innerhalb deren selbst sich die Folgen solcher Verständnisblockaden ebenfalls abzeichnen, sondern auch und vor allem für unsere Kultur, die daran zugrundegehen könnte, dass eines ihrer konstitutiven Momente – und dazu gehört für die vom Abendland ausgegangene Zivilisation überhaupt nun einmal die Religion in Gestalt des Christentums – zu einer fremdsprachlichen Grösse wird, die man nicht mehr versteht und die sich nicht mehr verständlich zu machen vermag. All das schärft das Bewusstsein einer geschichtlichen Verantwortung, der durch fundamentaltheologische Besinnung Rechnung zu tragen ist.

Dass der Versuch, mit Albert in ein offenes und fruchtbares Gespräch zu kommen, gescheitert ist, darf keineswegs entmutigen, die unausgetragenen Sachprobleme weiter zu bedenken und zu verarbeiten. Ich gestehe gerne, dass es dazu besserer Zurüstung und überlegenerer Argumentation bedarf, als ich sie in diese Diskussion einzubringen vermochte. Andererseits muss man sich fragen, ob die masslose Reaktion nicht anzeigt, dass hier der Hauptnerv der Differenz zumindest berührt worden ist. Denn bei aller Beunruhigung durch eine Verständnisblockade wie diese, dürfen wir nicht vergessen, dass sich da, wo es um den Glauben geht, das hermeneutische Problem in eine Tiefendimension weitet, in der am Verstehen selbst das Unbegreifliche und Unverfügbare in Erscheinung tritt. Wo wir es mit solchen Erfahrungen zu tun bekommen, werden wir erst vollends dem Menschsein konfrontiert. Es gehört zum Selbstverständnis christlichen Glaubens, dass man sich auf solche Erfahrungen einzustellen habe. Dass der gekreuzigte Christus den einen ein Ärgernis und Torheit, den anderen Gottes Kraft und Weisheit ist, lässt sich auf hermeneutischem Wege nicht ausgleichen, sondern nur profilieren. Wir haben uns darauf einzustellen, dass der Theologie und der Christenheit überhaupt wieder einmal in stärkerem Masse zum Bewusstsein gebracht wird, was es um den Glauben an den Gekreuzigten ist.

c) Den beiden grundverschiedenen Anlässen, auf die Situation des Semesterbeginns zu reflektieren, um dadurch gewissermassen das Okular scharf einzustellen: dem Nahostkrieg und einem charakteristischen Fall gegenwärtiger geistiger Auseinandersetzung, sei schliesslich noch ein wiederum ganz andersartiges Situationsmoment angefügt, dessen engster lokaler Charakter es fast komisch wirken lässt, wenn ich nach dem Vorausgegangenen auch dazu noch ein paar Worte sage. Unsere Fakultät konnte zum Semesterbeginn mit dem Seminar und den drei Instituten das für diesen Zweck umgebaute Grossmünsterschulhaus beziehen. Während worauf wir zuerst unsere Aufmerksamkeit richteten, beängstigende Vorgänge sind, die uns äusserst ernst stimmen, scheint hier im Kleinen doch endlich noch etwas Erfreuliches zu erwähnen zu sein. Ist es so? Können wir dessen uneingeschränkt froh sein? Und handelt es sich wirklich um etwas, was man auf die Harmlosigkeit eines lokalen Glücksfalls begrenzen kann? Oder öffnen sich auch hier Perspektiven in weitere und dann etwa gar auch beunruhigende Zusammenhänge? Und stellt sich dadurch ebenfalls der Kontakt zu unserer fundamental-theologischen Aufgabe ein?

Zunächst wieder etwas zum Faktischen. Der persönliche Einschlag dabei soll nur der Anschaulichkeit dienen. Als ich vor 41 Jahren in meinem sechsten Semester nach Zürich kam, hatte die theologische Fakultät überhaupt keine Seminarräume und die sogenannte Seminarbibliothek bestand nur aus wenigen Bänden, die in einem verschlossenen Glasschrank Platz fanden, der in einem Hörsaal stand. Das war auch für damalige Verhältnisse, verglichen mit dem, was ich von Marburg und Berlin her kannte, verwunderlich dürftig. Es tat jedoch der Tatsache nicht Abbruch, dass wir dem Studium in Zürich mit grossen Erwartungen entgegensahen und darin auch nicht enttäuscht wurden. Man wird also nicht sagen können, dass damals weniger intensiv studiert wurde als heute. Die Bücher verschaffte man sich aus der Zentralbibliothek und verlegte seinen Arbeitsplatz gegebenenfalls in deren Lesesaal und ausserhalb von dessen Öffnungszeiten vielleicht auch in den Lesesaal der Museumsgesellschaft am Limmatquai. So waren die Umstände auch noch 1937/38, als ich hier an meiner Dissertation arbeitete. Als ich dann vor 17 Jahren vom Tübinger Lehrstuhl auf den Zürcher wechselte,

waren die Verhältnisse immer noch vergleichsweise kümmerlich: zwei Seminarräume im Hauptgebäude der Universität mit einer sehr bescheiden dotierten kleinen Bibliothek. Ausser dem Assistenten, den ich aus Tübingen mitbrachte, hatte noch das Seminar als solches auf einer etwa zur gleichen Zeit geschaffenen Stelle einen Assistenten. Die Vermehrung der Hilfskräfte, die Erhöhung des Seminar-etats, die Errichtung dreier Institute – all das hat die äusseren Arbeitsbedingungen binnen kurzer Frist in geradezu unwahrscheinlicher Weise verändert. Und nun haben wir in ein komfortables Haus mit viel Raum und denkwürdiger Tradition Einzug gehalten.

Es wäre höchst undankbar, wenn wir wie früher über ein Zuwenig jetzt etwa über ein Zuviel nörgelten, anstatt uns Gedanken darüber zu machen, wie wir dessen einigermaßen würdig sein oder werden können. Es kann kein Frage sein, dass ein Ausbau weit über die früheren Verhältnisse hinaus dringlich war. Es führte zuweit, jetzt all die Zeitumstände zu erwähnen, die auch für die Theologie die Arbeitserfordernisse veränderten. Dass dem nun nach verschiedenen Zwischenlösungen in grosszügiger Weise Rechnung getragen wurde, verdanken wir in erster Linie der grossen Welle eines Neuausbaus der Universitäten im Zeichen der Hochkonjunktur und sind dabei vielleicht gerade noch im letzten Augenblick so günstig bedacht worden. Ohne ein heute nicht mehr selbstverständliches Wohlwollen der staatlichen Instanzen hätte uns zwar auch die Konjunktur wenig eingebracht. Was bei der Gesamtrechnung schliesslich der Fakultät selbst als ein Verdienst zuzuschreiben ist, darüber liesse sich wohl einiges sagen, aber es steht jedenfalls nicht in einem überzeugenden Verhältnis zu dem Gewand, das ihr jetzt angelegt ist. Von der allgemeinen Krisensituation der Theologie ist auch unsere Fakultät nicht ausgenommen. Die Aufbesserung ihres Äusseren fällt in einen Zeitpunkt, in dem man ihr vor allem eine innere Aufbesserung wünschte, neuen Mut zu ihrer Aufgabe, die Konzentration auf das Wesentliche und ein Klima fruchtbarer Zusammenarbeit.

Ich meine durchaus nicht, wir sollten uns jetzt kleinmütig oder schlechten Gewissens wegen solcher Privilegierung entschuldigen oder gar anklagen. Das wäre nur ein schlechtes Alibi für schlecht erfüllte Pflicht. Die Zürcher Regierung und das Zürcher Volk ver-

binden mit der uns zuteil gewordenen Gunst zweifellos Erwartungen. Sie können und dürfen von uns freilich nichts anderes erwarten als dies – dies jedoch unbedingt und unter Anlegung strenger Massstäbe –: dass wir uns mit allen unseren Kräften unserer theologischen Aufgabe widmen. Jeder einzelne unter uns Studenten, Assistenten und Dozenten trägt jetzt Mitverantwortung dafür, dass die Chance des Neuanfangs, wie sie uns durch das Seminargebäude eingeräumt ist, tatkräftig genutzt wird und das Haus nicht nur nicht leer bleibt, sondern auch ein Geist darin wohnt, der seiner Bestimmung entspricht.

Dies lenkt unsere Gedanken auf zwei Problemkreise von grossem Radius, die wiederum mit der fundamentaltheologischen Fragestellung eng zusammenhängen: die Stellung der theologischen Fakultät an der Universität und das Verhältnis von Kirche und Staat.

Die Zugehörigkeit zur Universität, die durch die uns zuteil gewordene Förderung unterstrichen ist, sollen wir nicht als Selbstverständlichkeit hinnehmen. Sie kann von aussen her durch politische Bestrebungen und unter Berufung auf wissenschaftsmethodologische Thesen bekämpft werden. Sie kann aber auch durch die Theologie selbst unglaubwürdig werden. Das wäre der Fall, wenn die Theologie sich ihrer inneren Einstellung nach in eine Ghetto zurückzöge, das auch dann so zu heissen verdiente, wenn es eine Art goldenen Käfigs ist, in dem sie ihr Dasein fristet. Dass der Theologie die Weite des Gesprächs mit anderen Wissenschaften und das Ringen um das Wissenschafts- und Wirklichkeitsverständnis um ihrer Sache willen aufgetragen und nicht etwas von aussen aufgenötigt ist, ist eine Einsicht, die durch die Fundamentaltheologie wachzuhalten und zu explizieren ist. Die Theologie würde freilich dabei nicht weniger unglaubwürdig, wenn sie über dem Versuch, sich in der Universität zu behaupten, sich selbst verlöre. Es könnten durchaus Umstände eintreten, unter denen es um der sachgemässen Wissenschaftlichkeit der Theologie willen erforderlich wird, die Vorteile der Zugehörigkeit an der Universität preiszugeben. Die Offenheit der Theologie zu den anderen Wissenschaften hin kann institutionell zwar gefördert, jedoch nicht sichergestellt, gegebenenfalls durchaus sogar gefährdet oder verfälscht werden. Die Existenz theologischer Fakultäten an der Universität ist auch noch unter den heutigen Gegebenheiten in ihrer

Bedeutung für die Theologie kaum hoch genug einzuschätzen. Die Existenz der Theologie selbst hängt jedoch von dieser Existenzweise nicht ab. Wir befinden uns mit dieser aus dem Mittelalter stammenden Organisationsform in einem Stadium, in dem es grosser Wachsamkeit bedarf, dass davon rechter Gebrauch gemacht wird.

Wie sich die Dinge von aussen her entwickeln – ich erinnere an gewisse FDP-Pläne in der Deutschen Bundesrepublik und an die in der Schweiz eingeleitete Initiative zur Trennung von Kirche und Staat –, lässt sich nicht vorwegnehmen. Zweifellos treibt ein starkes Gefälle in diese Richtung und wird jetzt übrigens auch von kirchlichen Gruppen gefördert, die bereits Kirche und Theologie von subversiven Kräften durchsetzt halten. Es könnte sein, dass die neue Behausung unserer Fakultät in nicht ferner Zeit zur Stätte von Beratungen wird, deren Gegenstand das Unbehaustsein der Theologie in der Welt ist. Die Intention der uns zuteil gewordenen Gabe weist zwar in entgegengesetzte Richtung, sollte uns aber nicht etwa deshalb das jeder Zeit gültige und aktuelle Wissen um die Unbehaustheit verdunkeln, die zur Sache der Theologie gehört.

Predigt zu Matthäus 13,45f¹

Gerhard Ebeling

»Mit dem Himmelreich geht es zu wie bei einem Kaufmann auf der Suche nach schönen Perlen. Als er eine überaus kostbare Perle gefunden hatte, ging er fort und verkaufte alle seine Habe, um dafür jene eine Perle zu erwerben.« (Mt. 13,45f)

Losgelöst von der Einleitung, könnte diese Kurzgeschichte in der Zeitung stehen, etwa als Sensationsmeldung im Lokalteil: »Der bekannte Perlenhändler X hat ein Exemplar von ungewöhnlichem Seltenheitswert aufgetrieben und damit ein phantastisches Geschäft gemacht, obwohl es ihn zunächst an den Rand des wirtschaftlichen Ruins brachte.« Der Zeitungsleser reagiert je nach Temperament und Einstellung: Solch Glück sollte man auch haben! Ein tüchtiger Geschäftsmann, der richtig zu kalkulieren verstand! Der Mann hatte Nerven, mit so hohem Einsatz zu spielen! Welch Leichtsinns, alles auf eine Karte zu setzen! Ein kapitalistischer Ausbeuter, der den armen Perlenfischer übers Ohr gehauen hat! Der Fall regt die Phantasie an: Was man sich wünschte, aber wohl nie haben wird; was man täte, wenn man könnte; was man anders machte, wäre man in ähnlicher Lage. Aber eben, man ist es nicht, kann es nicht, hat es nicht. So blättert man weiter, legt die Zeitung beiseite und wendet sich wieder dem eigenen Alltag zu.

Als Nachricht vom Tage ist die Geschichte schnell vergessen. Als Gleichnis vom Himmelreich ist sie noch nach zwei Jahrtausenden aktuell. Was ändert sich durch die anscheinend lebensfremde Einleitung? Sie will dem Erzählten die Lebensnähe nicht nehmen, sondern erst eigentlich geben. Dass es so mit dem Himmelreich zugehe, soll als Lesehilfe dienen. In weitem Zusammenhang gesehen, gibt der Fall unendlich mehr her, als der Zeitungsleser ahnt. Doch hilft uns die Einleitung wirklich zu besserem Verstehen? Das Schlüsselwort »Himmelreich« schliesst uns den Zugang zum Text wohl eher zu als auf. Dieser Ausdruck ist durchaus nicht ohne weiteres begreiflich und soll deshalb ja auch durch etwas erklärt werden, was allgemein verständlich ist. Ist nun aber nicht umgekehrt die Folge, dass

¹ Gehalten auf der Freizeit des Theologischen Grundkurses in Rüdlingen am 21. November 1971. Die *Hermeneutischen Blätter* danken der Familie Ebeling und dem Archiv der Universität Tübingen für die Genehmigung des Abdrucks.

der sehr irdische Vorgang, der hier berichtet ist, in unzulässiger Weise verklärt wird? Dient er nicht bloss zum Absprung in eine ganz andere Sphäre, von der Erde zum Himmel?

Den Ausdruck Himmelreich müssen wir so verstehen, wie er ursprünglich gemeint ist: nicht als ein Reich, dessen Ort droben im Himmel ist, sondern als ein Reich, in dem der Himmel auf Erden regiert, und das meint in einer Sprache, die das Wort »Gott« deshalb meidet, weil Gott lebt, nicht etwa weil er tot wäre: das Reich, in dem Gott herrscht. Und nun noch eine weitere Korrektur: überhaupt nicht ein Reich im Sinne eines Bereichs mit festgelegten und deshalb auch befestigten Grenzen, auch kein Sozialgebilde, dessen Angehörige sich durch entsprechende Pässe ausweisen können, sondern der Inbegriff einer Würde, einer Macht: das Königtum Gottes, wie man am genauesten übersetzen könnte. Das Königtum Gottes hat dann sehr wohl auch mit bestimmten Orten und mit bestimmten Menschen und ihrem Zusammenleben zu tun. Aber das sind Auswirkungen und nicht das eigentlich Bestimmende. Und eben davon will Jesus reden: was es damit auf sich hat, Gott alles bestimmen zu lassen.

Auch wenn man mit Sorgfalt den Staub der Jahrhunderte und gewissermassen die Fingerabdrücke menschlichen Begreifens oder auch menschlichen Unverstands von dem Wort »Himmelreich« abgewischt hat, so dass es wieder in ursprünglicher Frische zu leuchten beginnt, scheint es nicht leichter, eher noch schwerer zu sein, beides zusammenzubringen und eins das andere erläutern zu lassen: das Königtum Gottes und jene Momentaufnahme vom Leben auf unserem Planeten. Gewiss, nicht etwa Gott soll im Kaufmann dargestellt werden, sondern die, die mit Gott zu tun haben. Die Einleitungsformel meint ganz allgemein: Mit Gottes Königtum verhält es sich folgendermassen – und nun folgt die Situation, die, genauer gesagt, das Verhältnis zum Königtum Gottes erhellen soll. Aber wie? Durch direkte Beschreibung? Doch wohl kaum! Von Gott ist darin gar nicht die Rede. Er hat in dieser Geschichte keinen Platz. Sie läuft ohne ihn ab. Ganz richtig, wird man erwidern, es ist ja ein Gleichnis, nur ein Gleichnis, nur ein Bild. Indirekt soll es zum Verstehen bringen, wovon wir allenfalls nur gebrochen und annäherungsweise, in blossen Analogien reden können. Trifft dies jedoch wirklich den Sinn von Jesu Reden in Gleichnissen? Hier wird die Sprache keineswegs annäherungsweise gebraucht, vielmehr zuweilen

geradezu gegensätzlich, auf jeden Fall aber nicht verschwommen und ungefähr, sondern mit einer Genauigkeit, die ins Schwarze trifft. Und zwar nicht etwa damit man sich aus den Niederungen dieses Lebens in eine andere Welt emporschwingt oder davonsteht. Vielmehr macht der Griff ins Leben deutlich, wie das Königtum Gottes uns angeht, wo es seinen Sitz im Leben hat.

Als Vorspruch liesse sich ja ebenfalls an den Anfang des Gleichnisses setzen: Mit dem Leben verhält es sich so wie bei jenem Kaufmann auf der Suche nach schönen Perlen. Wir stutzen zwar schon hier. Das normale Leben sieht anders aus: nüchterner, banaler, mühsamer, vielleicht auch langweiliger. Hier dagegen wird uns ein Mann mit einem Luxusberuf vorgeführt. Auch er mag sich auf seine Weise plagen müssen und vornehmlich am materiellen Gewinn interessiert sein. Über seiner Tätigkeit liegt jedoch der Schimmer einer Traumwelt, in der man sich prächtig schmückt und wie eine Märchenprinzessin lebt. So sehr er auch auf seinen Vorteil bedacht sein mag, er wird in diesem Beruf nur dann Tüchtiges leisten, wenn er Sinn für Qualität hat, ein Gespür dafür, wo Funde zu machen sind, und vor allem auch Freude am Schönen, am nutzlos Schönen. Man könnte sich denken, er sei in jene überaus kostbare Perle etwas vernarrt gewesen, nicht jener kühle Rechner, wie wir ihn zuerst uns dachten, sondern ein leidenschaftlicher Sammler, der seinerseits Phantasiepreise zahlt und nur mit Wehmut an den Weiterverkauf jenes Prachtstücks denkt. Erst recht handelt dann die Geschichte davon, wie es im Leben gewöhnlich nicht zugeht: eine extreme Ausnahmesituation, ein überaus seltener Glücksfall, eine Art Tototreffer – als Lebensmodell nicht unproblematisch.

Und doch wird uns dieser seltene Fall am Rande des Lebens zu einem Hinweis auf die verborgene Mitte des Lebens. Vielleicht kann überhaupt nur in einer extravaganten Situation die meist verschüttete, vergessene, verdrängte Grundsituation des Lebens aufleuchten. Wir kommen dem auf die Spur, wenn wir dem Kontrast nachdenken, der, aufs äusserste stilisiert, das Gleichnis beherrscht: Der Erwerb jener einzigartigen Perle ist erkaufte mit der Hingabe des ganzen Vermögens. Die Härte dieser Wahl wird nicht durch die beruhigende Spekulation auf Vermehrung des Vermögens gemildert. Mit sparsamsten Mitteln wird nur der eine Punkt herausgestellt und alles abgeblendet, was die Neugier wissen möchte. Vom Besitz und Anblick einer noch so kostbaren Perle kann man ja schliesslich nicht

leben. Doch das interessiert nicht, soll nicht interessieren. Wichtig soll nur sein: Alles muss drangegeben werden, um ein Einziges zu gewinnen. Die tiefe Lebenswahrheit darin scheint dann die zu sein: Eine äusserste Möglichkeit des Lebens, Erfüllung des Lebens, – dazu bedarf es, unter welchen Umständen auch immer, eines hohen Einsatzes, völliger Hingabe. Das Gleichnis wird so eine Ermahnung zur Opferbereitschaft, zum Verzichtenkönnen.

Das alles ist wahr. Es gilt für das Leben in jeder Gestalt. Es gilt gerade auch für das Christenleben. Man hat die etwas resignierte Klage der Jünger Jesu im Ohr: »Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was wird uns dafür?« Die Wahrheit dieses Gleichnisses ist aber dennoch eine andere. Entscheidend ist dies: Dass der Kaufmann alle seine Habe verkauft, ist nicht die Bedingung des Findens, also nicht eine äusserste Intensivierung des Suchens, ein Sichaufopfern für ein fernes und ungewisses Ziel. Er verkauft vielmehr alles, weil er mehr als das gefunden hat. Er bringt damit kein Opfer, ringt sich nicht asketisch einen Verzicht ab. All das mag freilich in seiner Biographie ebenfalls eine Rolle spielen. Je anspruchsvoller man seine Ziele setzt, einen desto höheren Preis muss man dafür zahlen. Das Suchen nach schönen Perlen kann dies alles mit umschliessen: ein rastloses Unterwegssein, das Aufsichnehmen von Enttäuschungen, ein zähes Durchhalten, ein völliges Inanspruchgenommensein durch die Berufsarbeit, so dass man sich fragen kann, ob er, wenn er nur so gelebt hat, schliesslich nicht bloss halb gelebt hat. Man kann das in die verschiedensten Lebensläufe und Berufslaufbahnen hinein transponieren. Aber darum geht es jetzt nicht. Er hat gefunden. Er steht am Ziel. Er ist vielleicht ganz überrascht von der sich plötzlich anbietenden Erfüllung, ja Überbietung seiner kühnsten Träume. Was sich nun vollzieht, ist eigentlich selbstverständlich: Er greift zu, er zögert nicht, er verhält sich jetzt nicht ängstlich, nicht kleinlich, nicht halbherzig. Er ist ganz von dem erfüllt, was sich ihm bietet. Und vor lauter Freude über das Gefundene trennt er sich von dem, was damit verglichen wenig wiegt.

Mit dem Leben verhält es sich so... Die Statistik verrät freilich ganz anderes. Wie unerhört selten ist es, dass das Leben so aus der Freude heraus gelebt wird, mit innerer Begeisterung, in dieser Gewissheit dessen, was sich lohnt und worauf es ankommt, was zu tun und zu lassen ist, nicht halben Herzens, sondern mit ganzem Herzen. Obwohl das so selten ist, charakterisiert es das Leben. Denn es

gehört zum Leben, dass es selten glückt, sehr selten wahrhaft glückt. Deshalb ist es schwer, Beispiele dafür anzuführen. Man muss schon zu einem in mancher Hinsicht recht peripheren und problematischen Beispiel greifen, um das Entscheidende eindrücklich zu sagen: Das Leben ist in einzigartiger Weise erfüllt, wenn es aus der Freude dessen gelebt wird, dem Kostbarstes begegnet ist und der dies auch begreift und sich entsprechend verhält.

Woran liegt es, dass ein Gleichnis vom Himmelreich ein Lebensgleichnis ist und dass das Leben selbst als Gleichnis für Gottes Königtum dienen kann? Doch daran, dass Gott und Leben, Gott und Freude zusammen gehören. Das ist eine grundeinfache und zugleich abgründig unerschöpfliche Aussage. Leben ohne Gott wäre dann nicht Leben, Freude ohne Gott nicht Freude, Gott ohne Leben nicht Gott, Gott ohne Freude nicht Gott. Das Leben ist offensichtlich ambivalent. Man hat es nicht einfach, sondern muss wissen, wie man es überhaupt so haben kann, dass es trotz des Todes und allem, was zu ihm gehört, Leben zu heissen verdient. Freude ist keine Selbstverständlichkeit. Sie ist bekanntlich nicht bloss rar, sondern auch selten rein. Was ist reine Freude, wenn man sich über das Leiden in der Welt nichts vormacht? Auch Gott ist mehrdeutig. Wohl nichts ist so vieldeutig wie dieses Wort »Gott«. Und doch zwingt uns nichts so sehr, dem Eindeutigen nachzudenken, dem, was das Leben eindeutig macht, wie eben dieses umstrittene und geheimnisvolle Wort »Gott«.

Zu denen, die davon umgetrieben sind, was es denn mit dem Leben, mit der Freude, mit Gott eigentlich auf sich habe, hat Jesus seine Gleichnisse vom Himmelreich gesagt. Er hatte die Vollmacht dazu, weil er mit dem Vater eins war, von dem er sprach. Darum ging von ihm eine Einladung aus: wahrzunehmen, was sozusagen vor der Tür steht, wenn Jesus Recht hat; dann aber auch wirklich die Chance wahrzunehmen, die darin liegt, Gott so nah zu haben, so lebensnah und als Grund dauerhafter Freude.

Zu dieser Lebensnähe und Lebensfreude gehört nun allerdings der Anblick äussersten Widerspruchs; der Tod Jesu am Kreuz, die Leiden des Apostels, die Anfechtungen jedes Christen. Dass sich dies einstellt und dass sich trotz allem das überwindende Ja dazu einstellt, so dass, mit Paulus zu reden, alles, was einem Gewinn war, nun um Christi willen auf der Verlustseite steht und für Dreck zu halten ist, weil Christus zu gewinnen unendlich wichtiger ist, das hat doch

gerade mit dem Eindeutigwerden des Lebens zu tun, mit dem, dass Gott darin Herr ist. In der Tat, so ist es mit dem Reiche Gottes: wie bei jenem Kaufmann, der alle seine Habe verkaufte, weil er eine überaus kostbare Perle gefunden hatte und davon ganz erfüllt war.

Darum können wir auch sagen: mit dem Christsein verhält es sich so, wenn man wirklich begriffen hat, inwiefern es hier um Erfüllung des Lebens, um reine Freude, weil um Gottes Liebe geht, um das, was zu völliger Hingabe Mut und Geist verleiht.

Können wir noch weiter gehen und im Blick auf unsere eigene Situation sagen: Mit dem Studium der Theologie verhält es sich so wie mit einem Kaufmann auf der Suche nach schönen Perlen; und als er eine überaus kostbare Perle gefunden hatte, ging er fort und verkaufte alle seine Habe, um dafür jene eine Perle zu erwerben? Wir müssen sehr behutsam urteilen. Unser Studieren gleicht eher dem Suchen mit mehr oder minder Hoffnung, vielleicht auch einmal zu finden. Auf jeden Fall können wir folgendes sagen: Auch schon das Suchen darf nicht halbherzig geschehen. Es muss uns ernst sein mit dem Suchen. Hier ist es in der Tat angebracht, von Verzicht und Opfer, Askese und Strenge gegen sich selbst zu reden. Wichtiger aber ist, wahrzunehmen, was Grund zu Gewissheit und Freude sein kann; den Mut zur Hingabe wirklich aufkommen zu lassen, wenn er an der Zeit ist; den Geist nicht zu dämpfen, wenn er über uns Gewalt gewinnen will. Gewiss ist es zweierlei: ein Christ sein und ein Theologe sein. Zweierlei, und doch aufs engste aufeinander bezogen. Denn es ist doch einfach wahr: Wer sich mit dem befasst, was von Jesus Christus her und in seinem Namen gesagt und geschehen ist, zu sagen bleibt und zu geschehen hat, der wird auf die Dauer nichts Fruchtbares zustandebringen, weder für sich noch für andere, wenn er es nicht mit ganzem Herzen tut, mit jener *magnanimitas*, wie die Alten sagten, mit grossem, weitem Herzen, und zwar deshalb mit ganzem Herzen, weil die Sache Gottes so tief in das Leben eingreift, wie dieses Gleichnis vom Himmelreich es sagt.

Aus dem IHR

Tagungsreihe ›Perspektiven gegenwärtiger Hermeneutik der Religion‹

Nach den Tagungsreihen ›Vernunft, Kontingenz und Gott‹ (2000) und ›Horizonte der Wahrheit – Wahrheit in Horizonten‹ (2001) führt das Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie in diesem und dem kommenden Semester eine Reihe durch zu ›Perspektiven gegenwärtiger Hermeneutik der Religion‹.

Teil I der Reihe widmete sich vom 30.-31. Mai 2003 der ›Hermeneutik der Religion in pragmatischer und semiotischer Perspektive‹. Teil II wird sich vom 28.-29. November 2003 der ›Hermeneutik der Religion in phänomenologischen Perspektiven‹ zuwenden. – Der Plural von Phänomenologien findet seine Berechtigung durch die Ausdifferenzierung der ›phänomenologischen Schule‹ in Schulen, durch die mehr oder minder radikalen ›Überschreitungen‹ der Phänomenologie und durch die Erweiterungen der Phänomenologie durch Anthropologie, Sozialwissenschaften, Kulturtheorie und Psychologie. Darin zeichnen sich Horizontüberschreitungen der klassischen Hermeneutik ab und erschliessen sich für sie neue Möglichkeiten. Während die Hermeneutik der letzten 50 Jahre sich meist im direkten Anschluss an Heidegger und Gadamer orientiert hat, interessiert im Rahmen der Tagung vor allem, wie jenseits dieser – gelegentlich recht engen – Tradition die neuere oder die sogenannte ›radikale Phänomenologie‹ und ihre ›Verwandten‹ sich zu den entsprechenden Fragen verhalten oder wie sich neue Fragen und Probleme ergeben, auf die zu antworten wäre. Dass gerade die *Religionsthematik* hier neue Anstöße geben kann, belegen nicht zuletzt die ›Capri-Gespräche‹ von Vattimo, Derrida und anderen.

Teil III der Reihe (6.-7. Februar 2004) wird der ›Hermeneutik der Religion in rhetorischer und medientheoretischer Perspektive‹ gelten.

Interessierte können sich per Mail anmelden unter hermes@theol.unizh.ch. Die Programme der Tagungen werden auf der Homepage des Instituts zugänglich sein: www.unizh.ch/hermes.

Ankündigungen

Hermeneutischer Workshop

Der nächste Hermeneutische Workshop findet am 14. November 2003 von 12.15-14.00 Uhr statt. Er dient der Vorbereitung auf die Tagung ›Hermeneutik der Religion in phänomenologischen Perspektiven‹ (28.-29. November 2003).

Buchtipp

Der nächste Buchtipp des Instituts findet am 16. Januar 2004 von 12.15-14.00 Uhr statt. Er gilt Ingolf U. Dalferths neuer Monographie *Die Wirklichkeit des Möglichen. Hermeneutische Religionsphilosophie* (Tübingen: Mohr Siebeck 2003).

Nachrichten aus dem ZKH

Ein neue Projekt des Zürcher Kompetenzzentrums Hermeneutik steht unter dem Titel ›Genese und Grenzen der Lesbarkeit‹. Es wird im Sommersemester als Kolloquium durchgeführt und wendet sich ausschliesslich an die Mitglieder des Zentrums und ihre Mitarbeiter/innen; Neumitglieder sind herzlich willkommen. In Planung ist zudem eine Tagung zur Lesbarkeits-Thematik, sie wird Ende des Sommersemesters 2004 stattfinden.

Impressum

Herausgeber:

Institut für Hermeneutik und Religionsphilosophie
an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich

Kirchgasse 9 • 8001 Zürich

Tel: 01/634 47 53 oder 01/634 47 51 • Fax: 01/634 49 91

e-mail: hermes@theol.unizh.ch

url: www.unizh.ch/hermes/

Redaktion und Gestaltung:

Philipp Stoellger / Andreas Mauz
